



Inhalt: Die kleine Krankenpflegerin. Nach dem Gemälde des Hrn. A. Röstel gezeichnet von Brandner. — Wohnungsnothliche Intelligenz. Summreske von A. von Winterfeld. — Ein Damenkrieg. Von Karl Frenzel. (Schluß, mit Illustration von Friedr. Roeder.) — Poste restante. Von Ludwig Vietich (zu der gleichnamigen Illustration von Professor Otto Seih). — Nymphäa. Erzählung von Wilhelm Jensen. (Schluß.) — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Initialen). — Ausflüßungen der Schach-Aufgabe und des Buchstaben-Räthfels Seite 146. — Räthsel und Buchstaben-Räthfel. — Correspondenz.

Die kleine Krankenpflegerin.

(Zu dem Bilde von Röstel.)

Kein traulicheres Paradies für ein Kinderherz gibt es, als Großmütterchens Stübchen. Ich beklage aufrichtig jedes in Bezug auf diesen köstlichen und unersetzlichen Besitz verwaistes und verwaist gewesenes Menschenkind. In seiner ersten Jugendzeit und in seinen Erinnerungen an den vom holden Dämmer umhüllten Lebensmorgen bleibt immerdar eine gewisse Lücke, die kein sonstiges Glück und Genügen im Elternhause ganz zu füllen vermag. Ein reicher Schatz von ganz eigenartiger Poesie liegt ihm unbekannt und ist unerhoben. Die ersten Kindermärchen sind seinem Ohr nicht von der rechten naturgemäßen Stelle her erklingen, und manche Lieblingsgestalten jener unsterblichen ewig jungen Geschichten sind ihm sein Leben lang ein leerer unpersonlicher Begriff ohne Fleisch und Blut. Das Stübchen von Rothhäppchens Großmutter hat es nie mit eigenen Augen gesehen. Es hat nie das ver-schwiegene Glück genossen, die besten und süßesten kleinen Gaben, welche selbst die zärtliche Mutter dem Kleinen verweigerte, von der runzlichen und doch nicht weniger zärtlich streichelnden Hand ganz im Geheimen zugesteckt zu erhalten; nie das nicht geringere, all die ganz besondere Liebe lohnen zu können, wenn Großmütterchen einmal das Bett hüten muß, sie zu pflegen wie eine rechte Krankenwärterin, ihr die Medicin zu reichen, vielleicht gar das Krantensüppchen wie eine kleine kluge Hausfrau kochen und ans Bett zu tragen und über all diesen ersten häuslichen und Samariter-Sorgen und Arbeiten auch der

treuen Kase nicht zu vergessen, sondern ihr die Milch zur rechten Zeit in ihr Schüsselchen in der Ofenecke zu füllen. Fräulein Röstel, der Autor dieses Bildes, ist, wie ich versichern kann, eine Malerin und zwar eine von seltener Begabung, schönem Farbensinn und einer fast männlich resoluten Hand in der Technik; Talente, welche in der Münchener Schule sicher zu erfreulicher Entwicklung und Ausbildung gelangen werden. — Fräulein Röstel hat sich zweifellos über den Mangel dieser besondern Art des Kinderglücks in ihrer eigenen Kindheit nicht zu beklagen gehabt. Ihr Bild der kleinen Krankenpflegerin, welches wir einmal in Berlin auf einer

Lebenslage der betreffenden Großmütterchen. Ich habe unverlierbar den Duft von Geranium und dem „Potpourri“ von getrockneten Rosenblättern und Lavendel, der aus den schönen Delfstter und Chinabaßen auf dem Sims des dunkel glänzenden Schreibschranke und der geschweiften Commode mit den blinkenden Griffen und Schließern strömte, im Gedächtniß, den ich zu riechen vermeine, sowie ich das Wort „Großmutter“ denke oder höre. Andere werden andere Ingrezien in ihren Geruchserinnerungen (das sind bekanntlich immer die feinsten und treuesten!) finden. Aber auch in den aller verschiedensten bleibt — vorausgesetzt, daß die betreffenden Großmütter zu den wirklichen echten, alten, nicht den eleganten, mit sechs-zehn Jahren schon verheirathet gewesenen, munteren Dreißigerinnen und Vierzigerinnen gehören — ein allen gemeinsames Etwas, auf dessen Analyse wir allerdings verzichten müssen.



Gem. von A. Röstel in München.

Die kleine Krankenpflegerin.

Gezeichnet von Brandner.

Hand ganz im Geheimen zugesteckt zu erhalten; nie das nicht geringere, all die ganz besondere Liebe lohnen zu können, wenn Großmütterchen einmal das Bett hüten muß, sie zu pflegen wie eine rechte Krankenwärterin, ihr die Medicin zu reichen, vielleicht gar das Krantensüppchen wie eine kleine kluge Hausfrau kochen und ans Bett zu tragen und über all diesen ersten häuslichen und Samariter-Sorgen und Arbeiten auch der

Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen sahen, macht so völlig den Eindruck des Erlebten, an sich selbst Erfahrenen. Die rechte Atmosphäre der Großmutterstübchen weht darin. Sie ist schwer zu definiren, und eine Formel für die Mischung der zu ihrer Composition erforderlichen Elemente wäre es unmöglich zu geben. Wechseln diese doch unendlich mannigfach je nach Stand, Vermögens- und

Hauptfigur unseres Bildes erfreuen wie der Beschauer des-jelben. Sie verdient es, die brave Krankenpflegerin. Das Feuer auf dem Herde anzumachen, nachdem sie Holz gespalten und Reisig angelegt, und die Suppe daran zu kochen, das hat sie längst der Mutter abgesehen. Die Schwierigkeit liegt viel mehr darin, den gefüllten Teller vom Herde bis zum Bett zu tragen, ohne etwas zu verschütten, und den

Es ist so heimlich still und traulich in dem bescheidenen Stübchen. Das Licht des Tages schimmert leise gedämpft durch die Scheiben des niederen Fensters, auf dessen Brett der Geraniumstod grünt. Die Kase dehnt sich in vollem Behagen auf den Dielen, welche das Enkelkötterchen so sauber und schmuck gefehrt hat. Mit der Krankheit der Großmutter ist es wohl nicht sehr ernstlich bestellt. Sie sitzt schon wieder aufrrecht im sorglich gemachten Bett und kann sich an dem Anblick der kleinen

saubern Fußboden zu besetzen. Aber ihr wird auch das gelingen trotz der schweren Holzpantoffeln an ihren Füßchen. Sie gehört zu den sorglichen, klugen und braven kleinen Mädchen, die als „Hausmütterchen“ geboren sind. Der Mann, der sie einst heimführt an den eigenen Herd, wenn sie groß geworden ist, wird wohl berathen und wohl gepflegt, und ihre Kinder werden wohl erzogen sein, und ihre Enkel gar verhätschelt werden, wie sie von ihrem Großmütterchen.

Wohnungsnöthliche Intelligenz.

Humoreske von A. v. Winterfeld.

Im Jahre des Heils 1872 brach über die gute Stadt Berlin eine Plage herein, die in den Annalen der Metropole unter dem Namen „Wohnungsnöth“ verzeichnet ist. In Folge des Gesetzes der Freizügigkeit strömte plötzlich, höheren Gewinn erhoffend, eine solche Menschenfluth nach der Residenz, daß die weiten Räume derselben sie nicht zu fassen vermochten. Baraken wurden bezogen, Hunderte nächtigten im Freien, und nicht selten fand man des Morgens in einem invaliden Eisenbahnwagen oder unter einem tiefen Thorweg eine arme, obdachlose Familie, die dort Schutz für die Nacht gesucht hatte. Die Angebote im Intelligenzblatt waren bis auf wenige Zeilen zusammengeschmolzen, während die Gesuche ganze Beilagen füllten, Miethszettel waren zur Mythe geworden, und an der Ecke der Koch- und Charlottenstraße, in der unmittelbaren Nähe der Expedition des Blattes, warteten jeden Nachmittag Hunderte von Menschen auf die Ausgabe desselben. Unternehmende alte Weiber kauften ein vollständiges Exemplar und hörterten dann einzelne Theile an die verschiedenen Interessenten aus, die großen Bogen wurden an die Mauern der Häuser gelegt, das gierige Auge folgte dem voranzeigenden Finger, und sowie etwas einigermaßen Passendes gefunden war, eilten die Menschen mit selbstam verlängerten Schritten der angegebenen Adresse zu. Mit schweißbedeckter Stirn und keuchender Brust sprangen sie die Treppen empor, doch da sie endlich an der bezeichneten Thür anlangen, starrt ihnen ein geisterhaft bleicher Zettel entgegen, auf dem die grausam verzerrten Worte stehen: „Schon vermietet“. Den Tod im Herzen schlottern die Unglücklichen wieder die Treppen hinab, um dasselbe Schicksal vielleicht noch ein halbes Duzend Mal zu erleben. So geht es Wochen, Monate lang. Kein freundiger Gedanke keimt mehr in ihrer Seele kein Lächeln verklärt ihre Züge, keine Lebensfreude winkt mit frohem Finger ihnen zu. Wenn sie die weiten Straßen durchschreiten und an den hohen Häusern emporblicken und die vielen blanken Fenster sehen, dann zuckt es schmerzlich durch ihre bange Seele: lauter Wohnungen, und ich habe zum nächsten Ersten noch kein Dach über meinem unglücklichen Haupt, und jeden Menschen mit sorglos zufriedener Miene blicken sie voll häßlichen Neides an und denken: er hat eine Wohnung und ich habe keine; durch welche Tugenden hat er dies Vorrecht verdient!?

Ein Uebel zieht gewöhnlich das andere nach sich, und ein Unglück kommt selten allein: so auch hier. Durch übermäßige Nachfrage und schreiendes Bedürfnis fühlten sich die Hausbesitzer, welche keine Ahnung mehr haben von der Urbedeutung des altdeutschen, grundehrlichen Wortes „Wirth“, veranlaßt, die Miethen beinahe um das Doppelte aufzuschlagen. Für viele Familien wurde es geradezu unmöglich, auch nur die beschränkteste Wohnung zu bezahlen, nicht Wenige aber, um sich selber eine Erleichterung zu verschaffen, bildeten das Wiedervermietungsweesen in einem solchen Grade aus, daß dadurch ein bedeutender Theil des wohnungsnöthigen Publicums noch mehr bedrückt und übertheuert wurde. Was war dagegen zu sagen? Jeder ist sich selbst der Nächste und muß sehen, wo er bleibt.

Zeiten großer Noth haben fast immer große Genies erstehen lassen, welche entweder die Situation beherrschten und die allgemeinen Uebelstände beseitigten, oder welche, nur ihr eigenes Interesse im Auge behaltend, dieses in größerem oder geringerem Maßstabe zu fördern verstanden.

Zu den letzteren Vertretern der Intelligenz gehörte auch unzweifelhaft die Wittne Klatt. Nachdem ihr Mann vor drei Jahren gestorben, hatte sie die liebgekommene Wohnung verlassen wollen und ersetzte den Wegfall in der Einnahme dadurch, daß sie von den beiden kleinen Zimmern eins vermietete, Kaffee, Heizung und Bedienung übernahm und bei fleißiger Handarbeit es so weit brachte, daß sie mit sehr bescheidenen Ansprüchen und großer Sparsamkeit grade so durchkam. Wenn sie Kinder gehabt hätte, dann wäre es freilich schlimmer gewesen; die Familie ist ein Sieb, während ein einzelner Mensch sich schon besser nach seiner Decke strecken kann. Ihr Miethsman war auch ein ordentlicher Mensch, ein Hutmachergesell, Namens Ripper, der schon zwei Jahre bei ihr wohnte, mit der größten Pünktlichkeit bezahlte und noch nie auch nur die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Er machte ihr eigentlich ein bißchen den Hof und sie mochte ihn ebenfalls leiden; manchmal, wenn sie so allein saß, hatte sie wohl den Stricktrumpf in den Schoß sinken lassen und vor sich hingestarrt und gedacht: mein Gott, wer kann wissen, was geschieht ... an die Dreißig ist man ja noch nicht heran ... und wenn er bald Meister wird ...

Dann hatte sie aber schnell mit verdoppeltem Eifer wieder zu stricken angefangen und die Gedanken aus dem Kopf geschüttelt; denn es war ja noch kein ernstes Wort gefallen, bloß ein bißchen Schönthuererei ... wer konnte ihm ins Herz sehen und lesen, was er für Absichten hegte. So standen die Sachen, als das Gesetz der Freizügigkeit erschien, und die große Menschenfluth nach Berlin strömte. Kaum waren vier Wochen vergangen, so wurde Frau Klatt von ihrem Hauswirth um beinahe das Doppelte der Miethe gesteigert, oder im Weigerungsfalle ihr die Wohnung gekündigt. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Was nun beginnen? Lange Bedenkzeit hatte sie nicht, da der Wirth schon in einigen Tagen Entschcheidung verlangte. Frau Klatt dachte hin und dachte her; aber es wollte zu keinem Resultat kommen. Wenn sie die Kündigung annahm, wo sollte sie hin bei dem Wohnungsmangel und der Theuerung! es konnte kommen, daß sie mit Saß und Pack aus Berlin wandern mußte — und das wollte sie doch nicht gern. Auf der andern Seite war es ihr aber factisch unmöglich die hohe Miethe zu erschwingen. Sie hätte allerdings ihrem Hutmacher die ganze Last der Steigerung aufbürden können, da dieser aber ebenfalls nicht so viel bezahlen

konnte, so wäre die einfache Folge davon gewesen, daß er die Wohnung gekündigt und wenigstens den Versuch gemacht hätte, eine billigere zu bekommen. Nachdem Frau Klatt drei Tage nachgedacht und drei Nächte nicht geschlafen hatte, gab ihr die nervöse Ungebuld den Gedanken ein, zum Budiker hinunterzugehen und für ein Viertelstündchen sich das Intelligenzblatt zu borgen. Es war allerdings nur äußerst geringe Hoffnung, eine passende Wohnungsofferte zu finden; aber, wenn es nicht half, konnte es doch auch nicht schaden. Als sie ihre drei Treppen wieder herauf war, setzte sie sich auf ihren Lieblingsplatz am Fenster und begann zu studiren. Aber die Miene wurde allmählig trüber und trüber, bei jedem hohen Preise schüttelte sie wehmüthig mit dem Kopf, und das Herz fing an ängstlich zu klopfen, als sie bemerkte, daß die Spalte bald heruntergelesen war. Da, ganz plötzlich, vielleicht bei der dritten oder vierten Zeile von unten, flog es wie ein leuchtender Blitz über ihre kummervollen Züge, und sie holte tief und erleichtert Athem. Dann las sie zum zweiten Mal folgende Anzeige:

„Ein sehr solider Schriftsetzer, der des Nachts arbeitet und nur am Tage zu Hause ist, sucht zum 1. April eine kleine Stube. Gef. Adressen an W. Bügel, Wedding 25, drei Treppen.“

Den Menschen schickt mir der Himmel, dachte Frau Klatt; er hilft mir, und ich helfe ihm. Mein Hutmacher ist nur Nachts zu Hause, und der Schriftsetzer nur am Tage; da vermietete ich meine Stube noch einmal zu demselben Preise und komme dadurch auf die Kosten. Der Hutmacher geht früh weg und kommt spät wieder; der Schriftsetzer geht spät weg und kommt früh wieder; wenn man auf diese Verhältnisse ein bißchen geschickt einwirkt, müßte es doch ein ganz absonderliches Unglück sein, wenn sie einmal zusammenträfen. Es ist allerdings unweil, das ist nicht wegzuleugnen; aber Noth bricht Eisen. Und wird denn Einer von Beiden wirklich geschädigt? Gott bewahre! Sie benutzen die Stube ganz ebenso, als wenn sie sie für sich allein hätten ... außerdem, was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß ... und schließlich wird allen Dreien geholfen: ich behalte meine Wohnung, der Hutmacher behält ebenfalls seine Wohnung, ohne Steigerung der Miethe, und der Schriftsetzer bekommt eine Wohnung zu billigem Preise; für alle diese Vortheile kann man sich schon mit seinem Gewissen verständigigen. Die Sache erforderte allerdings noch reichliches Bedenken und einige Vorbereitungen. Vor allen Dingen mußte der Schriftsetzer ein Kleiderpind haben, ohne daß der Hutmacher es merkte. Das arrangirte sich sofort. Frau Klatt hatte in dem vermieteten Zimmer einen Wandschrank, in dem sie Gläser und Porzellan aufbewahrte; das mußte heraus und dafür die Kleider des Schriftsetzers hinein, während diesem gesagt wurde, daß in des Hutmachers Kleiderpind sich das Porzellan befände. So kam Keiner an des Andern Sachen. Na, und sonst haben solche Leute ja nicht viel Gepäck. Was der Hutmacher des Morgens herumliegen ließ, das mußte behutsam weggeräumt sein, wenn der Schriftsetzer nach Hause kam, und mit diesem wurde natürlich Abends auf dieselbe Weise verfahren. Von dem Sonntag war auch nichts zu befürchten, da fuhr der Hutmacher immer mit der Eisenbahn nach Bernau zu seinen Eltern und kam erst am blauen Montag mit dem Morgenzuge wieder; der Tag war also ebenso wie alle anderen. Nachdem Frau Klatt noch einmal und noch einmal reichlich überlegt, beschloß sie die Geschichte zu riskiren, schrieb sofort einen Brief an den Schriftsetzer, brachte das Blatt an den Budiker zurück, steckte den Brief eigenhändig in den Kasten, theilte dem Wirth mit, daß sie die gesteigerte Miethe bezahlen wolle und wartete nun ziemlich ruhigen Herzens der Dinge, die da kommen würden. Die ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Schon am nächsten Morgen, als der Hutmacher gegangen, erschien bereits der Schriftsetzer mit allen seinen Sachen, erklärte sich mit dem Miethspreis einverstanden und richtete sich sofort in dem neuen Domicil ein. Er fand Alles sehr nett und bequem, versprach, nicht das Porzellanpind aufschließen zu wollen und hatte nur die eine Bitte, daß ihm das Kopfkissen auf das andere Ende des Bettes gelegt würde, weil er immer auf der rechten Seite schlafte und die Augen nicht gern nach dem Fenster zu habe. Frau Klatt erfüllte sofort seinen Wunsch, indem sie das frisch überzogene Bett nach der Angabe des neuen Miethers arrangirte.

„So,“ sagte die Wirthin, nachdem Alles besorgt; „wenn Sie einmal nicht Lust haben, zum Essen zu gehen und sich Etwas warm machen wollen, bedienen Sie sich nur dieses kleinen eisernen Ofens, Kohlen liegen in der Küche nebenan, frisches Wasser finden Sie auch immer da; wenn Sie Etwas brauchen sollten, bemühen Sie sich gefälligst durch die Küche in meine Stube; sonst haben Sie, wie Sie sehen, Ihren eigenen Eingang und sind ganz ungenirt.“

Der Schriftsetzer bedankte sich für gütige Auskunft, und Frau Klatt begab sich in ihr Zimmer.

Die Geschichte ließ sich wirklich ganz vortrefflich an. Der Hutmacher ging immer früher, als der Schriftsetzer kam, und der Schriftsetzer kam immer später, als der Hutmacher ging; manchmal begegneten sie sich allerdings auf der Treppe und sahen einander groß an, zusammengetroffen waren sie aber noch niemals, und das machte die Frau Klatt ein bißchen zu sicher.

Sie freute sich alle Tage über ihre Intelligenz, und wenn sie die rettende Idee auch nicht selbst erfunden, sondern aus dem Blatt genommen, so gebührte ihr immer das Verdienst, sie benutzt zu haben, und das können auch nicht alle Leute. Zogend eine äußere Veranlassung hat wohl jede große That gehabt.

So waren zur allgemeinen Zufriedenheit schon mehrere Wochen vergangen, als eines guten Morgens der Hutmacher Ripper, obgleich es schon acht Uhr geschlagen, sein Zimmer noch nicht verlassen hatte. Frau Klatt befand sich in der Küche und blickte mit klopfendem Herzen durch das Schlüsselloch, um die Ursache des außergewöhnlichen Bögens zu erforschen, aber sie konnte weder Etwas hören, noch irgend eine Spur ihres Miethers entdecken. Die Zeit drängte, um ein Viertel auf Neun kam gewöhnlich der Schriftsetzer, und wenn Beide zusammentrafen, das wäre ja ein schreckliches Unglück gewesen.

Nachdem die Wirthin noch fünf lange Minuten gewartet, konnte sie es vor Ungeduld nicht länger aushalten und trat ein.

„Guten Morgen, Herr Ripper,“ sagte sie, als sie den Betreffenden am Fenster und eifrig beschäftigt sah, seinen Kopf in einem kleinen Handspiegel zu betrachten.

„Guten Morgen, liebe Frau Klatt,“ blickte der Hutmacher sofort freundlich auf; „sagen Sie mal, finden Sie nicht, daß

mein Haar zu kurz geschnitten ist; ich habe dem Friseur noch ausdrücklich gesagt, er sollte bloß die Enden abknipsen, aber er muß wohl die anderen Enden gemeint haben. Ich sehe ja aus, als wenn mir der Kopf rasirt wäre.“

„Ja, ein bißchen kurz ist es freilich gerathen,“ lächelte die Wirthin; „aber es hat schon Acht geschlagen, Herr Ripper, und länger werden die Haare doch nicht, wenn Sie sich auch noch so viel in den Spiegel sehen.“

„Da haben Sie vollkommen Recht, liebe Frau Klatt,“ legte Ripper sofort den Spiegel aus der Hand; „außerdem danke ich Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung, daß es schon Acht geschlagen; ich hatte es in meiner Erregung ganz überhört; ich werde lange Beine machen müssen, um das Veräumte nachzuholen.“

Die Wirthin nahm dienstbestiffen den Paletot vom Nagel und half ihm ihrem Miether an; dann reichte sie ihm auch den Hut, der auf dem Tische stand. Als Ripper ihn jedoch aufsetzen wollte, fiel er ihm bis über die Nase herunter.

„Sehen Sie wohl,“ nahm dieser ihn wieder ab, „das kommt bloß von den kurzen Haaren ... ich habe aber in meiner Eigenschaft als Hutmacher glücklicherweise noch mehrere Exemplare im Spind; ich liebe es, mit den Kopfbedeckungen zu wechseln.“

Damit schloß er das Spind auf, probirte noch fünf bis sechs verschiedene Hüte, fand endlich einen heraus, der ihm nicht über die Augen fiel, und machte Miene zu gehen.

„Ach bitte, Frau Klatt, ziehen Sie die Vorhänge nicht zu, wenn Sie das Bett gemacht haben,“ wandte er sich vor der Thür noch einmal um; „mir kommt es immer vor, als wenn die Luft stickig würde ...“

„Schön, schön, soll Alles besorgt werden,“ drängte die Wirthin, immer ungeduldiger werdend.

Der Hutmacher legte die Hand auf die Thürklinke, als ihm noch Etwas einfiel.

„Nehmen Sie es nicht übel, Frau Klatt,“ sprach er wiederum zurück; „aber es kommt mir gewiß und wahrhaftig so vor, als wenn meine Kohlen seit einiger Zeit schneller alle würden, als sonst.“

„O, mein Gott!“ faltete die Wirthin erschreckt die Hände. „Denken Sie nicht etwa, daß ich Sie in Verdacht habe, Frau Klatt,“ kam der Hutmacher wieder einige Schritte ins Zimmer; „der Himmel soll mich behüten und bewahren ... aber die Krage kann es doch auch nicht gewesen sein ... und nicht bloß bei den Kohlen ist es mir aufgefallen, Frau Klatt, auch bei meinen Streichhölzern ...“

Die Wirthin schlug abermals die Hände zusammen und antwortete nicht.

„Wissen Sie, was mir noch aufgefallen ist,“ nickte Ripper mit bedächtiger Miene, „des Abends, wenn ich zu Hause komme, ist immer die ganze Stube voll Rauch ...“

„Wird wohl der Ofen gewesen sein,“ meinte die Wirthin.

„Nein, Frau Klatt, das ist nicht möglich; der Ofen raucht doch keine Cigarren oder Pfeife ...“

„Ach, ich entsinne mich,“ fiel die Wirthin schnell ein, „der Herr, der oben in der Dachstube wohnt, geht hier immer mit der brennenden Pfeife vorbei, da kann es wohl leicht hereingezogen sein.“

Ripper machte ein Gesicht, als wenn er über den Fall nachdächte.

„Aha!“ sagte er dann, „der Mensch, der mir schon ein paar Mal auf der Treppe begegnet ist, wenn ich rauf oder runter ging ... er hat immer schwarze Finger und ne schwarze Nase ...“

„Ganz recht; das wird wohl vom vielen Tabakrauchen kommen; aber es ist gleich ein Viertel auf Neun, Herr Ripper; ich wäre untröstlich, wenn Sie zu spät ins Geschäft kämen ...“

„Zu gütig, Frau Klatt, zu gütig,“ ging der Hutmacher abermals nach der Thür; „ich werde mich in den Omnibus setzen ... leben Sie wohl, liebe Frau Klatt ... um neun Uhr bin ich wieder hier ... Sie brauchen vorher kein Licht anzustecken, ich werde es selber thun ... vergessen Sie nicht die Bettvorhänge und halten Sie mir gefälligst für nen Groschen Milch bereit ... auf Wiedersehen also, Frau Klatt, auf Wiedersehen!“

Damit nickte er ihr freundlich zu und verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Ein Damenkrieg.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Von der Garonne hatte sich der Krieg der Loire genähert, von Orleans näherte er sich Paris. Der Besitz dieser volkreichen, an Geld und Mitteln mächtigen Stadt schien demjenigen, der sich in ihr festzusetzen wußte, das Uebergewicht zu verleihen. Mit dem Kern seiner Truppen warf sich der Prinz Condé am 20. April 1652 in die Stadt. Aber das Parlament, wie feindlich es auch dem Hofe und dem Cardinal gesinnt war, zeigte sich keineswegs einem Freundschaftsbündniß mit den Prinzen geneigt. Die wilden, strengen und politisch unklugen Magistratspersonen konnten es den Prinzen nicht verzeihen, daß sie den König in eigener geheiligter Person bekämpften und geheime Verbindungen mit dem Landesfeind, den Spaniern, unterhielten. Seiner Erwohnenheit und Natur gemäß sagte der Herzog von Orleans, welcher die oberste Polizeigewalt in der Stadt übte, weder ja, noch nein. Deffentlich erschien er Arm in Arm mit dem Prinzen Condé, unter der Hand arbeitete er gegen ihn und suchte sich im voraus einen Rückzug an den Hof zu sichern. Nur seine Tochter Anna Maria, Herzogin von Montpensier, hielt in unerschütterlicher Freundschaft zu ihrem Vetter Condé. Sie zählte damals fünf- undzwanzig Jahre, eine vornehme Erscheinung, mit blonden Locken, stolzen Augen und anmuthigem Lächeln. So bezaubernd sie in ihrer Liebenswürdigkeit, so schrecklich war sie in ihrem Zorn. Rasch wallte ihr Blut auf; schnell und unberechenbar in ihren Entschlüssen, konnte sie keinen Widerstand ertragen. Sie trug sich mit großen Heirathswünschen; eine Zeit lang huldigte ihr der junge aus England vertriebene König Karl Stuart der Zweite; ihr Vater dachte wohl daran, sie mit seinem Neffen, dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, zu vermählen, und trotz des Unterschieds der Jahre — die Prinzessin war elf Jahre älter, als der König — schien dieser Plan Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Die so lange und durch so viele Bitterkeiten und Zwistig-

zeiten getrennte königliche Familie würde dadurch wieder vereinigt worden sein. Jetzt aber war die Herzogin von Montpensier von den Heldenthaten, Abenteuern und Gefahren Condé's wie gelendet; eine kleine weibliche Eiferfucht gegen die Herzogin von Chatillon kam hinzu. Anna Maria wollte durch einen großen Dienst, den sie ihm erwies, die Herzogin in der Gunst Condé's austreihen; es ärgerte sie, daß „diese Wittve mit dem braunen Teint“ von dem Helben gern gesehen und geliebt wurde.

Inzwischen war auch das königliche Heer gegen die Stadt Paris vorgerückt. Von den Nordgrenzen Frankreichs her führte ihn der Cardinal Mazarin beträchtliche Verstärkung zu. Im Innern der Stadt fing das arme Volk an, unruhig zu werden, Brod, Fleisch und Wein schlugen auf, die Läden schlossen sich, die Arbeit wurde eingestellt. In einer Bevölkerung, die damals etwa eine halbe Million Menschen umfaßte, gab es Landstreicher und verwegene Gesellen genug, die in dieser Stimmung sich mit dem Gelde der Prinzen gewinnren ließen, um das Parlament und die wohlhabenden Bürger einzuschüchtern, die sich noch inäner weigerten, gemeinsame Sache mit Condé gegen ihren König zu machen. Bald war die Stadt ein Tummelplatz der Zügellosigkeit; die Häuser derer, die als Anhänger Mazarin's bezeichnet wurden, liefen der Plünderung; die Räte, welche zum Frieden riefen, entgingen mit genauer Noth dem Tode. Vor Mißhandlungen durch die tobende Menge wollte oder konnte sie Niemand schützen. Um die Gunst des Volkes zu erhalten, schämte sich der Prinz Condé trotz seiner Ritterlichkeit auch der verwerflichsten Mittel nicht. Als in feierlicher Procession der Reliquienschein der heiligen Genoveva, der besonderen Schutzheiligen der Stadt, die Regen und Sonnenschein machen kann, durch die Gassen getragen ward, warf er sich davor nieder und küßte ihn wiederholt. Das Volk, vor allen die alten Frauen riefen: „Ach, der fromme Prinz! Gott segne ihn! Fort mit Mazarin und seinen Anhängern! Hängt sie! Es lebe Condé!“ Derweilen schauten die vornehmen Damen von den Fenstern des Luxemburg-Palastes — wo der Herzog Gaston von Orleans wohnte — auf das seltsame Schauspiel und wußten nicht, ob sie lachen oder sich fromm gerührt zeigen sollten.

Bei der Nähe der feindlichen Truppen war eine Entscheidung durch die Waffen unvermeidlich geworden. Condé hatte sein Heer erst nach Stampes, dann nach dem alten Schloß St. Cloud geführt und einen Bogen der dortigen Seine-Brücke gesprengt. Als Turenne vorrückte, ging er ganz über die Brücke zurück und beschloß eine neue Aufstellung auf den Höhen von Charenton im Osten von Paris, bei dem Zusammenfluß der Seine und der Marne. Vom Westen der Stadt marschirte er so im eiligen Lauf am Thor von St. Honoré, im Norden am Montmartre vorbei nach den Vorstädten der Ostseite, Saint Martin und Saint Antoine, rings um die Wälle, Mauern und Bastionen der innern Stadt Paris. Den Durchzug seiner Soldaten durch die Stadt wagte er nicht zu fordern; er fürchtete, das Parlament und die Stadträte würden seine Bitte abschlagen. Der Marsch ging hastig und eilig, mit seinen Reitern drängte der Marschall Turenne nach. Ueberdies war die kleine, unweit von Paris im Norden gelegene Stadt St. Denis im Besitz des Hofes. Auch von hier aus rückte eine Abtheilung dem Prinzen Condé entgegen. Als er in der Vorstadt St. Antoine angekommen war, erkannte er, daß er nicht mehr nach Charenton kommen könne und Stand halten müsse. „Hier heißt es siegen oder sterben!“ sagte er zu den Seinen und ordnete in der Morgendämmerung die Schlacht.

Zum Glück für ihn hatten die Bewohner der Vorstadt einen Erdwall um ihre Häuserreihen aufgeworfen, um sich vor den umherstreifenden Räubern und Plünderern zu wahren. Dies war eine kleine Schutzwehr, durch Barrikaden wurde sie verstärkt. Drei Straßen bildeten damals die Vorstadt: rechts die von Charenton, links die von Charonne, in der Mitte die Hauptstraße, die auf den Markt mündete. Dicht vor dem wohl befestigten, von den Pariser Bürgern verteidigten, jetzt dicht geschlossenen und verammelten St. Antonsthor der inneren Stadt lag dieser Markt: jenseits, innerhalb der Pariser Stadtmauern, erhob sich der gewaltige Thurm der Bastille, düster drohend mit seinen Geschützen, deren Mündung aus den Schießscharten hervorgähnte, die Zinnen mit Bewaffneten erfüllt. Mit ihren Kanonen beherrschte die Bastille die Vorstadt und den ganzen Kampfplatz. Zunächst aber, nach der Weisung des Parlaments, hielt sich die Stadt Paris zwischen dem Könige und dem Prinzen neutral. Condé war auf seine eigenen Kräfte angewiesen, er zählte nur einige tausend Mann, aber es war die Blüthe des französischen Adels. Den Herzog von Nemours fandte er in die Straße von Charenton, Taranne in die von Charonne; die mittlere verteidigte Ballon. Die Wagagen und das Heergeräth hatte er auf dem Platz vor dem Antonsthor sammeln lassen; hier hielt er selbst mit dem Herzog von La Roche-Foucauld und fünfzig seiner Getreuen. Hinter ihnen ihre Diener, alles entschlossene, maghaffige Leute mit Degen, Dolchen und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet. In die Häuser an den Barrikaden und Ecken der Gassen hatte er seine Musketeiere vertheilt, um die Angreifer durch ein verheerendes Gewehrfeuer zurückzutreiben. Ueber Kanonen verfügte er nicht, und die Gewehre waren von der Schrecklichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit des Schusses der modernen Waffen weit entfernt. Zwischen der Ladung und dem Abfeuern vergangen mehrere Minuten: nur bei einer solchen Bewaffnung war dieser ganze Kampf, der stundenlang mit geringen Kräften Mann gegen Mann tobte, möglich. Condé's Krieger trugen die rabellfarbene Schärpe seines Hauses, ihm gegenüber die königlichen die weiße, die Soldaten Mazarin's die grüne.

Am 2. Juli 1652 erleuchtete eine strahlende Morgensonne die Landschaft. Männer und Frauen von Paris standen dicht gedrängt, in bangender Erwartung, auf den Mauern und Wällen der Stadt. Auch gegenüber auf den östlich etwa eine halbe Meile entfernt liegenden Höhen von Charonne ward es lebendig. Während seine Mutter bei den Carmeliterinnen in St. Denis vor dem Hochaltar den Sieg für ihr Heer herabsehlehte, war der junge König mit dem Cardinal Mazarin nach den Höhen hinausgeritten, das Gefecht mit anzusehen. Halb war es eine Feldschlacht, halb ein mittelalterliches Turnier. Niemals mehr haben seitdem die persönliche Nüchternheit und der Heldennuth der Einzelnen ein solches Gewicht in einer Schlacht ausgeübt: der Kampf in St. Antoine ist das letzte poetische Gefecht.

Aus guten Gründen zögerte Turenne mit dem Angriff; der Gegner war gut verchanzt, er selbst hatte nur Reiter und wenig Fußgänger an sich, er wollte die Masse der Infanterie und die Kanonen erwarten, die der Marschall La Ferté heranzuführte. Gegen seine bessere Ueberzeugung zwang ihn die Ungeduld Ludwigs des Bierzehnten zum Sturm auf die Barrikaden. Um

sieben Uhr Morgens begann das Gefecht. Ebenfalls in drei Abtheilungen drang er vorwärts. Mit Ungestüm warf sich Saint Maigrin mit den königlichen Gendarmen und leichten Reitern in die Straße Charonne. Die Barrikade ward genommen, im wilden Sturz ging es die Straße hinauf zum Markte, die Prinzenlichen auf der Flucht, die Königlichen mit geschwungenen Degen hinterdrein. Auf dem Markte aber stießen sie auf Condé selbst: ein wüthendes Handgemeine, die Pistolen knallen, Stahl schlägt auf Stahl, die Trompeten schmettern: hier ward Saint Maigrin mit seinen Freunden, dem Marquis von Rambouillet und Mancini, einem Neffen des Cardinals, zu den Füßen Condé's niedergestreckt, ihre Soldaten zurückgejagt. Als sie durch die Straße Charonne ins offene Gefild eilten, empfing sie aus den Fenstern der Häuser eine fürchterliche Musketenfeuer und zerstreute sie vollends. Nicht glücklicher war der Angriff der Königlichen auf die Straße von Charenton gewesen; auch hier blieb der Sieg Condé's Anhängern. Aber der bestigste Kampf entbrannte in der mittleren Straße. Hier hatte Turenne selbst angegriffen und trieb Ballon und Clinchamp, die Vertheidiger der Barrikade, vor sich her, bis Condé herbei eilend das Gefecht wieder herstellte. An diesem Tage schien etwas von einem Dämon in ihm zu sein, er war gleichsam allüberall. Nicht eine n Prinzen Condé, sagte Turenne lange nachher, ihrer zwölf glaubte ich im Getümmel zu sehen. Wunder der Tapferkeit wurden auf beiden Seiten verrichtet; die Veteranen im Heere des Königs — manche unter ihnen hatten die blutigen Schlachten des dreißigjährigen Krieges mitgekochten — erkannten über die Heldenthaten der jungen französischen Edelknechte. Auf Pistolenhüchweite kamen die Führer einander nahe. Endlich wich Turenne über die Barrikade zurück: eine Pause im Kampfe trat ein. Darüber war es Mittag geworden, und die Hitze unerträglich. Condé fürchtete in seinen Waffen zu ersticken, er warf den Brustpanzer ab und wälzte sich eine Weile in dem hohen Graße einer Wiese, um sich abzukühlen. Unfehlbar mußte ihm und den Seinen die Fortsetzung des Kampfes den Untergang bringen. Von Minute zu Minute erschöpften sich seine Kräfte; dem Gegner strömten immer neue Verstärkungen zu. Schon war das Fußvolk La Ferté's heran; in einer Stunde konnten die Königlichen auch die zehn Geschütze, die sie hatten, in die Schlachtreihe gestellt haben. Nur eine Rettung gab es für den Prinzen: wenn Paris ihm seine Thore öffnete. Allein dicht hinter ihm lag unersteigbar die hohe Mauer; unbarmherzig hielten die Bürger das St. Antonsthor geschlossen, darüber hin drohten die Feldschlangen der Bastille Jedem, der sich gewaltsam den Eingang erzwingen wollte, feuriges Verderben. Der Wirbel der Trommeln, die Fanfaren der Trompeten rissen Condé aus diesen verzweifelungsvollen Gedanken. Turenne unternahm einen neuen Sturm: diesmal auf die Straße Charenton gegen den Herzog von Nemours. Der Marquis von Navailles führte die Königlichen. An dieser Stelle ward das Handgemeine bald zum fürchterlichen Blutbad. Die tapfersten Fremde Condé's sanken unter den Mustetentugeln gemeiner Soldaten todt oder verwundet nieder. So mörderisch war das Feuer, daß zuletzt nur die Herzöge von Beaufort, Nemours, La Roche-Foucauld und sein junger neunzehnjähriger Sohn, der Prinz von Marillac, mit einem halben Duzend ihrer Diener die Barrikade verteidigten. Dreizehn Schüsse trafen den Herzog von Nemours, ohne ihn ernstlich zu gefährden; der Herzog von La Roche-Foucauld erhielt eine Wunde an der Stirn, die sein Antlitz mit einem Blutstrom bedeckte und ihn eine Zeit lang des Augenlichtes beraubte. Kaum gelang es dem Prinzen, seine Gefährten zu retten und nach dem Markte zu führen. Auf engem Raum, an die Mauer von Paris gelehnt, stand die zusammengeschmolzene tapfere Schaar; sie hatte Nichts mehr zu erwarten, als den Tod. Eben brachten die Königlichen ihre Kanonen heran und bereiteten sich vor, die Vorstadt einzuschießen.

In Paris war, seit in der siebenten Morgenstunde die ersten Schüsse gefallen, eine wilde, brausende Bewegung. Im Stadthaus hielten die Behörden und Räte eine Versammlung, was in dieser drängenden Lage zu thun, was zu lassen sei. Auf den Plätzen, in den Gassen hatte sich das Volk zusammen gerotet. „Nieber mit Mazarin! Es lebe der Prinz!“ schrien Alle, die Nichts zu verlieren hatten, und verlangten, daß dem Prinzen und seinem Heere das Thor aufgethan würde. Die Reicheren und Wohlhabenderen indessen waren anderer Meinung; sie fanden es sträflich, daß die Stadt Paris sich einem offenkundigen Rebellen anschloße, und fürchteten im Stillen von den zügellosen Soldaten Condé's eine allgemeine Plünderung. Ueberdies verbreitete sich die Nachricht, das Gefecht, das vor den Thoren tobe, sei nur ein Scheinkampf; gewähre Paris dem Prinzen den Eintritt, so würde er vereint mit dem Hofe und dem Cardinal Mazarin einziehen — und dann wehe den Bürgern und dem Parlamente! Bei so getheilten Meinungen war Nichts für die Sache Condé's zu erwarten. Kaum, daß die Bürgerschaft, bei der steigenden Hitze des Kampfes, aus Mitleid darein willigte, ein Seitenpfortchen in der Mauer zu öffnen und die Verwundeten aufzunehmen. In dieser Noth wurde die Herzogin von Montpensier der Schutzengel und die Ketterin des Prinzen und seiner Gefährten. Schon in der Frühe hatte sie sich zu ihrem Vater, dem Herzog von Orleans, begeben, um ihn günstig für Condé zu stimmen. Aber Stunde um Stunde verlief, ehe der unentschlossene schwankende Mann sich zu einem entscheidenden Schritt aufzuraffen vermochte; und auch da noch getraute er sich nicht mit seiner Person einzutreten, er gab nur seiner Tochter eine schriftliche Vollmacht, in seinem Namen und unter seiner Verantwortung zu handeln, wie es ihr gut dünkte. Mit dieser Vollmacht begab sich die Prinzessin nach dem Stadthaus, die Damen von Chatillon, Nemours und Rohan waren mit ihr. Ihr Wagen konnte sich nur langsam Bahn durch die Menge brechen, von allen Seiten streckte man ihnen die Hände entgegen, wehte mit den Tüchern und rief ihnen zu, guten Muths zu sein. Sie sollten nur Vertrauen zu dem Volke von Paris haben; wenn die Herren im Stadthaus sich nicht gefügig zeigten, würden sie, die unten auf dem Graße-Platz ständen, Rath schaffen. Die Prinzessin grüßte Alle huldvoll und dankte ihnen für ihre Theilnahme. Oben, im Saale des Stadthaus, wo der Gouverneur von Paris, der Vorsteher der Kaufmannschaft, die Schöffen und die Hauptleute der Bürgerwehr versammelt waren, wurde sie mit kühlerem Anstande empfangen. Diese Männer wußten, welche Rücksichten und welche Bezeigungen der Ehrfurcht sie einer königlichen Prinzessin schuldig wären, aber hinter diesem demüthigen Schein verbarg sich der feste Willen, ihrem Begehren nicht nachzugeben. Umsonst verschwendete die Prinzessin ihre Beredsamkeit, die Beamten der Stadt weigerten sich standhaft, den Prinzen aufzunehmen. Da übermannte der Jorn das Fräulein; hochroth im Gesicht rief sie dem Gouverneur, dem alten Marschall L'Hôpital, zu: „Dessnet

das Thor, oder ich lasse Euch hängen!“ und den Vorsteher der Kaufmannschaft hart am Arme fassend, zog sie ihn an eins der Fenster, das auf den Platz hinausging, und wies auf die dort versammelte, Kopf an Kopf gedrängte, lärmende Menge. „Unterschreibt,“ sagte sie herrisch, „was ich verlange, oder ich winke denen da herauf! Die werden nicht so viel Umstände mit Euch machen, wie ich!“ So eingeschüchert, durch die Flüche und Drohungen, die aus der Mitte des Volkes schallten, zu Tode erschreckt, wichen sie dem Andrängen der Prinzessin. Den Befehl der Stadtbeförden, welcher ihr die Befragung der Bastille und die Mannschaften am St. Antonsthor unterordnete, hoch haltend verließ die Prinzessin im trotzigem Triumph das Stadthaus. Draußen empfing sie ein unermeßlicher Jubel: „Es leben die Prinzen! Es lebe das Fräulein von Montpensier!“ Wie von Sturmwind, ward sie von der Volksfluth zur Bastille getragen.

Welch traurige, schreckliche Bilder traten ihr auf diesem Wege vor die Augen! Von seinem jungen Sohn und Gourville geführt, kam der Herzog von La Roche-Foucauld daher, blutüberströmt, sein weißer Waffenrock war wie besäet von Blutstropfen. An den Ecken der Gassen stand er eine Weile still — ein Schauspiel des Mitleids und der Bewunderung für das Volk — und forderte die Menge auf, dem Prinzen Condé Hilfe zu bringen, so lange es noch Zeit wäre, bald würde auch er so zugebeckt sein, wie sie ihn hier sähen. Die Prinzessin wechselte einige Worte des Trostes mit ihm und eilte weiter. Am Eingang der St. Antonstraße, die vom Thore aus in das Innere der Stadt führte, begegnete ihr Guitaut zu Pferde: einer der tapfersten Männer, ohne Hut, mit aufgerissenen Wams; ein Soldat mußte ihn halten, damit er nicht vom Pferde fiele. „Wirft Du sterben, Guitaut?“ rief sie ihm im Vorübergehen zu. Er war bleich wie der Tod, aber er schüttelte grimmig mit dem Kopf, als wolle er ihre Frage verneinen. Ballon trug man in einem halbzerbrochenen Lehnstuhl vom Kampfplatz herein. Er grüßte die Prinzessin: „Ach, theuerste Herrin, wir sind also Alle verloren!“ — „Nein!“ sagte ihm das Fräulein entschlossenen Sinnes, „ich werde Euch Alle retten!“ Den schwer am Kopf verwundeten Marquis von La Roche-Giffard brachten die Soldaten auf einer Leiter aus dem Getümmel: er war einer der schönsten Männer, jetzt lag er sterbend da, schon hatte er die Befinnung verloren. Alle diese Bilder des Grauens verdoppelten das Mitleid und den Muth in der Seele der Prinzessin; um jeden Preis wollte sie den Rest der Heldenschaar dem Tode entreißen. Unter dem Jufur der Soldaten betrat sie die Bastille: die Befehle, die sie vorzeigte, ließen einen Widerspruch der Hauptleute nicht aufkommen. „Ihr habt jetzt hier zu befehlen, königliche Hoheit!“ sagte der Gouverneur der Festung, seinen Degen ehrerbietig vor ihr senkend. Geraden Wegs ging die Herzogin, ohne sich im Hofe des Thurmes aufzuhalten, nach den Wällen und befahl die Kanonen zu richten. Zur selben Zeit begannen die Geschütze des Marschalls La Ferté gegen die Vorstadt St. Antoine zu spielen. „Feuer!“ gebot ihrerseits das Fräulein den Kanonieren der Bastille, und als könne Niemand ihrem Eifer genügen, ergriff sie selbst die Lunte und brannte das erste Geschütz ab.

Dieser Schuß entschied das Schickal des Tages: der Prinz Condé mit den Seinen war gerettet. Schon hatte ihn ein Stallmeister der Herzogin mit der Botenschaft erreicht: das Antonsthor stände offen. Dort unter dem Thorbogen, von den bewaffneten Bürgern umringt, die ihr zusauchzten, empfing das Fräulein den Helden. Sie hatte etwas von den Göttinnen, die in den Liedern der alten Sängern auf dem Schlachtfeld erscheinen, um die Tapferen in einer Wolke dem Verderben zu entziehen. „Wase,“ jagte der Prinz, „Ihr seht einen Mann in Verzweiflung! Meine Freunde sind todt oder sterbend.“ Hier übermannte ihn der Schmerz, daß er zusammenbrechend auf einen Feldstuhl sank und seine Thron nicht verbergen konnte. „Muth! Vetter, Muth!“ tröstete ihn die Prinzessin. „La Roche-Foucauld lebt — morgen werdet Ihr diesen Tag den schönsten Eurer Helbenlaufbahn nennen... Kommt herein, Paris ist euer!“ Nachdem der Prinz mit ihr verabredet, was zunächst zu thun, begab er sich wieder in die Vorstadt. „Ich kann am hellen Tage nicht vor Mazarin fliehen und nur als der letzte meiner Soldaten die Stadt betreten,“ sagte er.

Mit dem Eingreifen der Geschütze der Bastille in den Kampf hatte derselbe eine andere Wendung genommen. Die Königlichen gaben das weitere Vordringen auf und zogen ihre Kanonen zurück. Jörnig verließ der junge König den Hügel von Charonne. „Dieser Schuß“, soll er gesagt haben, als man ihm meldete, daß es seine Cousine von Orleans sei, welche die Kanonen der Bastille gegen sein Heer richte, „tödtet ihr den Gemahl.“ Ungehindert bewerkstelligten Condé's Truppen ihren Einzug in die Stadt: zuerst das Heergeräth, die Verwundeten, dann rottenweise die Uebrigen. Unter dem Thorbogen wurden sie mit Wein erfrischt; auch dafür hatte die Herzogin gesorgt. Der Letzte, der durch das Thor schritt, war Condé; sein Gesicht strahlte jetzt vor Vergnügen; erst in diesem Augenblick, wo alle seine Gefährten außer Gefahr waren, schien er sich seiner Thaten zu freuen und seiner Rettung froh bewußt zu werden. Es war sechs Uhr Abends; drüben zogen die Soldaten Turenne's, das Schlachtfeld räumend, über die Hügel von Charonne. In der halbzerstörten Vorstadt herrschte das Schweigen der Zerstörung und des Todes; desto lauter ging es in den Schenken und auf den Plätzen von Paris zu. Das war eine Freude, ein Jubel bis in die Nacht. Die Paläste des Adels strahlten im Lichterglanz; das arme Volk und die Soldaten schrien die Becher schwenkend: „Es lebe die gute Dame von Montpensier! Es leben die Prinzen!“

Aber unzufrieden und entrüstet waren das Parlament und die wohlhabende Bürgerschaft. Sie fanden es frevelhaft, daß man mit den Kanonen des Königs sein Heer beschossen. Und diese Stimmung der Treue und des Gehorsams überwog bald in der Stadt Paris jede andere. Der Prinz Condé flüchtete zu den Spaniern, der Herzog von Orleans ging mit seiner helbenmüthigen Tochter in freiwillige Verbannung auf sein Schloß zu Blois. Am 21. October 1652 hielt der junge König mit seiner Mutter einen feierlichen prächtigen Einzug in seine getrene Stadt Paris. Wie von einem Alpdruck befreit athmeten die Bürger auf. Eine große Umwandlung vollendete sich. Unumschränkt herrschte fortan Ludwig der Bierzehnte über Frankreich, und die schönen, ehrgeizigen Damen und die tapferen Edelknechte, die mit so totem Kriegslärm und so vielen Verschwörungen seine Minderjährigkeit beunruhigt, setzten ihren höchsten Stolz und ihr einziges Bestreben darin, in den Sälen und Gärten von Versailles ein huldvolles Lächeln seiner königlichen Lippen zu gewinnen.

Poste restante.

(Zum Bilde von Otto Seiz.)

In dem Leben, welches hinter den Coullissen der Welt spielt und doch nicht verhindern kann, daß oft genug aus seiner heimlichen Verborgenheit ein Zipfel des Gewandes hervorwehe, welches uns seine Existenz verräth, hat das kleine Wörtchen poste restante eine schwerwiegende, weittragende Bedeutung. Deutlich zeigt sich jener Gewandzipfel auf gewissen Annoncenbeilagen unserer großen Zeitungen, in den Bureauzimmern der Intereatepeditionen und an den betreffenden Schaltern der Postbureaux. Ich weiß nicht, ob sich unsere Statistiker, welche alle Gebiete des Lebens in den Kreis ihrer Betrachtungen und Berechnungen zu ziehen haben, diesem modernen poste restante-Berkehr bereits ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Verdienen thut er es in vollstem Maße.

Die beiden großen Hauptgegenstände dieser im heutigen Berkehr riesig angewachsenen Brief-Masse sind dieselben Hauptmächte alles Lebens, welche nach des Dichters tiefstimmigstem Wort "den Bau der Welt zusammenhalten": Hunger und Liebe. Brod und Gewinnst, und der Liebe Genuß, des Liebes Schmerzes Heilung! — diese zu suchen und zu erwerben, darauf läuft unter hundert Fällen neunundneunzig Mal der Inhalt der Blätter hinaus, auf deren Couvert vom Briefsteller jenes Wörtchen nach möglichst sicherem Verschlus gefest wird. Gewiß, es gibt auch poste restante-Briefe, welche nur die Ungewißheit über die Adresse des etwa auf Reisen befindlichen Freundes veranlassen, der uns beim Scheiden sagte, er würde die ihm geschriebenen bei seinem Eintreffen an dem angegebenen Ort abholen; und die Nichts, als das Gepolter oder die Tages- und Familienchronik, oder Fragen und Antworten der gleichgiltigen Art enthalten. Aber diese bilden die verschwindende Minderzahl.

Das poste restante-Briefschreiben ist, von diesen Ausnahmen abgesehen, durch das Bedürfnis des Geheimnisses motivirt. Auch ein recommandirter Brief kommt ja wohl sicher in unsere Hände. Aber „so viele Lauscher sind ja wach“! Unsere Nächsten sehen, daß wir den Brief bekommen haben. Und Alles kommt gerade darauf an, daß Niemand von diesem Bekommenhaben Etwas wisse. Der Briefbote ist der sehnlich erwartete Freund- oder Schmerzenbringer für Die, deren Glück des Geheimnisses nicht bedarf. Aber sie Alle, zu denen ihrer

„Freuden vielgeliebter Widerpart“ genöthigt war mit den Liebworten des alten Bach zu sagen: „Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an“, für sie ist die Quelle, aus welcher ihnen Seligkeit oder Verzweiflung strömt, nicht die Ledertasche des Briefträgers, sondern der Schatten des poste restante-Bureaus im Postamt.

Haben unsere Novellisten wohl oft genug Veranlassung genommen, die Gesichter und Gestalten zu studiren, welche sich dort im Lauf eines Tages einzustellen und die leise Frage an

Seite gelegt ist, und das trostlose „Nichts angekommen!“ verflingt? In welche gesellschaftliche Komödien und Tragödien würden wir hineinblicken, wenn wir den Vorhang lüften könnten, den das unerbrogene Couvert über die geheime Herzengeschichte deckt! Wie oft ist es ein Tanz auf der Schneide eines Messers, was da gewagt wird! Es bedarf nicht einmal des Verraths. Nur des so nahe liegenden Zufalls, daß dieselbe Chiffre, über welche sich zwei getrennte und doch zusammengehörige Menschen geeinigt haben, dieselben Zahlen und Buchstaben der Adresse auch einmal von einem andern Paar gewählet waren. Die Falsche bekommt den an die Rechte gehörigen Brief ausgehändigt. Ihre Herzensbildung muß schon sehr feil und fein sein, wenn sie ihn ungelesen zerreiht bei der Eröffnung nicht aus der Handschrift: er ist nicht an Dich. Die Mehrzahl der falschen Empfängerinnen wird ihn trotzdem erst recht, lesen und dann — „weh deinem Kranze!“ Mit dem Geheimnis fliegen vielleicht Glück, Ehre, Existenz in die Luft und stürzen in Trümmer.

Den Postofficianten trifft keine Schuld. Das Wunderbare bei diesem Briefverkehr, noch mehr wie bei dem normalen, ist ja das unbedingte Vertrauen in dieser Beamten Treue, in des Institutes Zuverlässigkeit. Was Verderben über ganze Generationen bringen würde, schlimmere Verheerungen, als jede Riste voll Amorcez, jede Büchse voll Biscuit, welche die Post zur Beförderung anzunehmen sich weigert, legt Jeder ohne jedes Bedenken einzig verwahrt durch ein dünnes Papier mit einer dünnen Gummilösung in den Briefkasten. Rein erhellendes, glänzendes Zeugnis für den Ruf der Ehrenhaftigkeit dieses Beamten thums, als die Thatsache. Was die Römer keinen Geseppographen über den Vatermord gehabt haben, weil man annehmen mußte, er sei unmöglich, so fällt es Niemand ein, auch nur die Möglichkeit vorzustellen, daß menschliche Mergel oder ein schlimmeres Interesse einmal Hand hilflos unser süßes und hängliches Geheimniß ruft.

Als die schönen Frauen diese Frisuren, diese streifen Seiden Brocat-Kleider, diese reichen Spitzen tragen, wie die poste restante-Correspondentin des Bildes von D. Seiz (etwa der mit Recht geschätztesten, originellsten Talente und Meister des novellistischen Genres unter den zahlreichen glänzenden Künstlergestalten der modernen Münchner Malerschule), da ist es bekanntlich mit des heiligen römischen und anderer Briefverkehrsanstalten noch traurig genug aus „Stephan“ zu denken in seiner ganzen Größe und Wirk-



Ein Damenkrieg. Originalzeichnung von Fr. Roerber.

den Beamten zu richten pflegen: „Ist vielleicht ein Brief poste restante unter der Chiffre C. B. 4, oder X. Y. Z. 96 von W. angekommen?“ Haben sie die Hüge, die Augen, Wangen und Lippen der Frager oder Fragerinnen beobachtet, während der Beamte gleichmüthig das große Packet aus dem betreffenden Fach hervorholt und Brief auf Brief prüfend durch seine Hände gleiten läßt? Wie sich die ganze Schraube anspannt, um seinem Auge noch zuvorzukommen? wie es in den Blicken aufleuchtet, wenn sie die ersehnten Zeichen erkannten? wie die tiefe Niedergeschlagenheit alle Muskeln des Antlitzes erschlafft und abspannt, wenn auch der letzte Brief kopfschüttelnd zur

Hand einer Postbeamten-Seele sich bemestern könnte, in dessen Hand hilflos unser süßes und hängliches Geheimniß ruft.

überflüssig auch die Sehrgabe der kühnsten Geister nicht hin- gereicht. Aber Hunger und Liebe beherrschten, lenkten und hielten die Welt und das Leben damals wie heut, und ebenso häufig galt es auch in jenen Tagen: „Die Liebe muß bei Bei- den allzeit verschwiegen sein“. Jedes Bedürfnis aber weckt den menschlichen Scharfsinn und Erfindungsgeist zu seiner Ver- friebigung. Wer genöthigt war vor Jahrhunderten, poste- restante zu schreiben, mußte sich, wie diese schöne Dame vom Hof Heinrich's IV., ihr Postbureau selbst schaffen. Gewiß, es ist etwas „waldsprüngerlicher“ Natur: ein hohler Baumstamm. Aber das Laub und die kleinen Vögel sind wie die Sterne verschwiegen. Sie sehen's, aber sie plaudern's nicht aus, und lösen das Siegel so wenig, wie heut ein Soldat der großen Armee des großen Stephan. Da ruht das Billet sicher im braunen Moder des alten Buchenstammes. Der Adressat kennt ihn längst schon und wird ihn sicher zu finden wissen. Er braucht keinen Beamten am Schalter mit stodender Stimme zu fra- gen, ob Nichts an ihn ange- kommen. Durch die vielver- schlungenen Al- leen des Par- kes schweifend, streift er heut Abend noch wie zufällig den Stamm dort; seine feine be- ringte Hand senkt sich in seine Höhlung; durch die Fin- gerspitzen bis zum Herzen elektrisch gelei- tet durchzuckte es ihn, wie ein wohlthätig er- schütternder Schlag. Sie haben das Pa- pier berührt, und er weiß, was das ihm sagen wird, weiß, daß es ihm „verkünde nur die nächste schöne Stunde“.

L. Pietsch.

Nymphäa.

Erzählung von Wilh. Jensen. (Schluß.)

Eine merk- würdige Stadt, ursprünglich wie der einzige und obendrein höchst bedeu- tungslose Kirchturm wies, ja bis vor kurzer Zeit noch Nichts, als ein kleines Land- städtchen mit winklig engen Gassen und al- tertümlichen, doch umschön kümmerlichen Häusern. Dann eines Tages hatte Jemand sie entdeckt wie eine Insel der Südsee und die Kunde von ihr unter civilisirte Völker zurück- getragen. Wenn dieser Columbus nicht selbst schon ein Maler war, so war es sicher der Amerigo Vespucci, der auf ihn folgte und eine Stiz- zenmappe voll wunderbarer Himmelsintinen und absonderlich glühender Schroffen heimbrachte. Dann, wie der Winter vergangen, pilgerte es an langen Stecken und mit langem Haar heuschreckengleich von Ost, West und Nord heran. Gefräßig warf es sich in jeden stillen Winkel, wo eine heimliche Schönheit blühte, sei es am Seerand oder auf Gletscherhöhen, von knorrigen Stämmen, schlanken Stengeln oder niedlichen Fü- ßen getragen. Es war die erste Colonisation des westfremden Städtchens, und verwundert blickten die Autochthonen desselben auf die wildbärtigen oder auch hüßlaumigen Gesichter, die plöz- lich alle Gassen erfüllten, und wie sie gleich Pilzen aus der Erde zu schießen schienen, auch wie ungeheure Pilze in der Mittags-

sonne unter gelben Riesenschirmdächern dasaßen und von den sprachbildenden Ureinwohnern deshalb den Gattungsnamen: „Schwamerlinge“ erhielten. Doch es ging ihnen mit dieser Epoche, wie den Geologen mit den großen Perioden der Geschichte unseres Planeten, wie lange jene gedauert, weiß heute der älteste Mann des Städtchens nicht genau mehr zu sagen, und die Forschung wird es kaum je ergründen, ob sie dieselbe nach Som- mern, Lustren oder Decennien zu zählen hat. Genug, eine zweite Epoche kam, langsam, Schritt für Schritt, wie die Post- und Extrapostwagen des Staates, zu dem die Stadt gehörte, denn sie kam nicht mehr zu Fuß, sondern in den erwähnten Staatschaisen und kündigte ihren Charakter durch den behäbigen Glanz wohlstürter Physiognomien und durch die Anwesenheit und Antheilnahme der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes an. Seidene Kleider und ungrammatikalische französische Phra- sen begannen in den winkligen Gassen zu knistern und zu rau-

Gethier zu vernichten pflegt, um Neues an die Stelle zu setzen, so bereitete auch jene der Zeit der wildbärtigen und langhaarigen Männer ein grausames Ende. Nicht an ihren Lungen, son- dern dem Pulsschlag unseres Jahrhunderts gemäß an ihren Portemonnaies nahmen diese wahr, daß ihre Periode für im- merdar hinfort zu den überwundenen Entwicklungsstandpunkten gehöre, und wandten mit fernigem Fluch dem heranwachsenden silbernen Zeitalter des Städtchens den Rücken. Die heimlichen Schönheiten an Seegeflad und Bergesschlucht verloren indeß Nichts dabei von der Bewunderung, an die sie gewöhnt worden. Nur war die Erinoline jetzt statt der Begeisterung der übliche Fittig, der die Anstauenden auf Gemsepfaden emportrug, und zartere Haut trotzte heldenmüthig dem nächtlichen Kitzeln der Hei- und Strohalme auf den Umhütten der ob der geschlecht- lichen Metamorphose verwundert die Augen aufreisenden Senne- rinnen. Drumten aber baute eine elegantere Straße sich von der Stadt an den See hinab und begann sich sä- cherartig an seinem Ufer zu breiten. Bad- hütten stiegen nirgends mit weißen Timmen aus dem Ge- wässer, und kindliche Imita- tionen des bräuchlichen Verkehrsmit- tels Venedigs schwammen dienstbereit am fremdenbeleb- ten Kai.

Doch das Schicksal schreitet schnell. In umgekehrtem Progreß wie in der Ge- schichte der Menschheit schien es hier seine Laune schalten lassen, das silberne Zeitalter durch das goldene verdrängen zu wollen. Hatte ein böshafter, stilles Men- schengengügen haffender, oder ein sentimentaler, oder ein honorarbedürftiger Verräther die perfide Er- findung Henne Genesleisch's benützt, die Kunde von dem Städtchen mit den winkligen Gassen in alle Welt zu trom- peten und die stille Seeperle vor die — strogenden Reiselassen des alten und neuen Continents zu werfen? Kurze Sommer zogen vorüber, und nicht mehr kro- chen die Post- und Extrapost- gaulle bedächti- gen Tempo's vom Hochpla- teau daher den Bergen entge- gen, sondern ein schnauben- des Ungethüm kam mit gellen- dem Geschrei durch das son- nige Gelände heran und spie Feuer, Qualm und eine uner- meßliche nä- selnde, schnar- rende, rabbre- chende, be- sternte, rau- schende, juwe- lenbedeckte



Poste restante.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Otto Seib.

schen, unter die trefflich genährten Züge der heranwogenden neuen Völkerschaft mischte sich wohl hier und da ein dürrer Ge- sichts mit unverkennbar kniffliger Rechtsverdrehung-Miene, allein in untadelhaftem Salon- und Criminalgerichts-Schwarz, und ab und zu bligte, dem Gefieder eines tropischen Fremdling's ähnelnd, wohl schon eine Uniform im Gebränge auf und zog er- röhende Blicke der Jungfrauen und sehnsüchtige Augen der mit solchen nicht mangelhaft bedachten Mütter nach sich. Im Gan- zen aber hielt diese Zeit den Charakter der mittleren Banquier's- epoche inne. Wie jedoch jede geologische Umwälzung die vorher bestandene Vegetation sammt allem dazwischen umherstreichenden

Menschheit aus. Und wie es einmal erst gekommen, kehrte das gluthängige Thier täglich vom Frühlings bis in die Mondnacht zurück und brachte jedesmal die nämliche Ladung mit den näm- lichen Gesichtern, Sternen, Diamanten, falschen und echten, Kehllauten und gewichtig aufgerümpften Nasen mit sich. Wie- der schoß etwas gleich Pilzen im Sommerregen in die Höh, doch diesmal waren es Willen und Paläste, die mit schimmernden Wänden und Thürmen das Gestade umgürteten — in unerreich- barer Ferne grauester Vorzeit lag schon die Sage von den ersten Schwamerlingen, den Entdeckern des gassenwinkligen Ortes — und sich auf die Lippen beißend, unbeachtet wanderten schel-

fächtigen Blickes die verehelichten und jungfräulichen Vertreterinnen der mittleren Banquiersepoche unter den Marmorbalconen der Millionäre dahin, an dahinstrebenden gräflichen Carrossen vorüber, zwischen gleichfalls schon unbeachteten Generalsuniformen hindurch, wo vor kurzem noch der Lieutenant exotischen Brunn verbreitet. Das schwebende Ungethüm schien direct bis in den See und von dort in verwandelter Körpergestalt über das Wasser weiter zu laufen; es blühte am Ufer auf, und der Donner von Geschützen rollte über die Fluth und brach sich zehnfach zurückrollend an den Felswänden, denn Könige und Kaiser kamen, und ein Kometenschwanz zog feurigen Strich hinter ihnen über den See. Auf den Granit des Urgebirgs hatte sich der Muschelfalk der Wildbärtigen gelegt, verhüllend darüber sich eine gewichtige Metallschicht gelagert, und nun krönte Alles bedeckender Glimmer die geologische Entwicklung und begrub, was vor ihm gewesen, mit verächtlicher Bergessenheit. Es war wiederum eine Epoche völliger Wandlung. Einst ging man gleichgiltig, unhöflich, dann feix und gespreizt an sich vorüber, jetzt kannte sich Alles, wie zu den unwordenlichen Zeiten der stillen Autochthonen, die überhaupt nicht mehr zu existiren schienen, und begrüßte sich mit Kopfneigen und Lächeln, mit ergebener Reverenz und gnädigem Nicken, denn man begegnete sich in den winkligen Gassen wie in einer Vorstadt von Wien und München, von Berlin und Petersburg, London und Paris und redete sich nicht an: „Ei, sind Sie auch hier? Wie geht es Ihnen?“ sondern: „Wohin denken Sie heut' Nachmittag zu fahren? Waren Sie bereits dort oder dort? Haben Sie A. schon gesehen? Er wohnt in der Carmelitergasse. Auf Wiedersehen!“

Unverwandelt nur blickten die ewigen Bergriesen auf das wechselnde Getriebe der Zwerge zu ihren Füßen. Manchmal lachten sie in olympischer Heiterkeit, manchmal zogen sie die Tannenbrauen zusammen und schüttelten den Wolfenbüchel. Dann thaten sie wohl einen erzürnten Pfiff und riefen ihren alten unbändigen Kameraden, den sie gemeinlich zwischen ihren Eisfingern festhielten, den Föhn, und gaben ihm Erlaubniß, einmal nach Belieben da unten drunter zu fahren. Und mit jauchzendem Geheul stürzte der Losgelassene sich über die Schroffen hinunter in den See, peitschte die grünen Wasser weißköpfig an den Felswänden in die Höhe und fuhr mit tausend Briareusarmen unter die Follen und Gondeln, Naden und Rähne, hob sie und warf sie, riß sie in die Tiefe und schmetterte sie an die senkrechte Steinwand, daß Fetergeschrei und Gewimmer sich als Discant in sein donnerndes Bassgelächter mischte, und daß der Telegraph den Staatsanzeigern in Ost, West und Nord an anderen Tage die traurige Mittheilung zu machen hatte, Seine Excellenz, der Herr Gesandte von Soudso, mit Frau Gemahlin, Excellenz, und hochgeborenen Töchtern sei gestern bei einer Luftfahrt auf dem See von einem plötzlichen Sturme überrascht und zum schmerzlichen Bedauern der ganzen im Städtchen zum Sommeraufenthalt versammelten hohen Elite der Gesellschaft, sowie als unerleglicher Verlust für die Zukunft Europa's verunglückt. Doch im goldenen Zeitalter überdauern auch der tiefste Schmerz und die größte Unerleglichkeit nur wenige Stunden, und ehe die Kunst Henne Geseffleisch's die Meldung des Bluges abermals in Letztern umgekehrt und ihren Lesern zu behaglicher Abendkost zubereitet, hatten die Eisfinger lachend den wilden Geßellen wieder eingefangen und lächelnd beschwichtigend auf die grünen Wellen herab, daß sie nur leise noch murmelnd mit den weißen Köpfen in die Tiefe zurücktauchten und das schwebende Ungethüm kam wieder vom Hochplateau und spie Feuer, Qualm und neue Ladungen ebenso unerleglicher, besterter, näselnder, juwelenbedeckter, schnarrender, rauschender, raddrehender Menschheitselite aus.

Das that das gluthängige Thier auch jetzt gegen den Schluß der vierten Hochsommernachmittagsstunde, und es ergoß sich in farbigen Kleberströmen vom Bahnhof zu Wagen und zu Fuß durch die winkligen Straßen ans blendende, staubwirbelnde, ver sengend glühende Seeufer hinab. Wie ein vermagendes GAZellenrudel sich besinnungslos kopfüber in einen Fluß stürzt, aus dem ihm ein Duzend hungrige Raismansbrachen entgegenstarrten, so drängte sich Alles in wildester Hast an Bord des wartenden Dampfschiffes, so daß nach wenigen Minuten sich kein Fleck mehr auf demselben befand, mit dem sich ein achtjähriges Fräulein, ohne seine Crinoline zu gefährden, hätte begnügen können.

Doch das schwebende Landungethüm hatte unverhältnißmäßig mehr Passagiere gebracht, als sein qualmender Wassercolleg zu befördern vermochte, und ein gutes Drittel derselben mindestens irrte rathlos und auf die Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel die Hochfluth ihres Aergers ausschüttend, am Kai auf und ab. Auch ein elegantes Cabriolet kam noch herangerollt, das zwei Damen und einen Herrn enthielt, der, das Ufergetriebe mit einem Lognon musternd, schnell die Schachle überjah. Er hatte selbst die Zügel geführt, warf sie jetzt einem betretenen Kutscher mit den Worten: „Du fährst also um den See und erwartest uns in dem Ort, wo wir übernachten,“ zu und trat zu den Damen, um ihnen die Mittheilung zu machen, daß das Schiff bereits überfüllt sei, und daß die Seefahrt, wenn sie nicht aufgegeben werden solle, was ihr er stimme, in einem Ruderboot unternommen werden müsse. Die beiden Damen jedoch erklärten sich für das letztere. Sie klagten über die Hitze und hofften auf dem Wasser Kühlung zu finden, und nach wenigen Minuten hatte einer der sich dienstfertig herandrängenden Schiffer sie in ein geräumiges Fahrzeug aufgenommen und ruberte, noch bevor das Dampfschiff abgestoßen, mit ihnen auf die spiegelklare Fläche hinaus. Allein von Erfrischung war, im Anfang wenigstens, nicht viel bemerkbar. Kein Hauch bewegte die lustheiß, drückende Luft, und die kleine Gesellschaft saß redeunlustig schweigend und sah die langsam vorüber wandernden Ufer an, deren besondere Punkte der Rahnführer ihnen mit besessener Pflichttreue deutete und benannte, obwohl Niemand auf seine Erläuterungen zu achten schien.

Die beiden Damen waren beide in Schwarz gekleidet und sahen sich äußerst ähnlich; es ließ sich schwer unterscheiden, wer die Jüngere sei, keine vermochte das zwanzigste Jahr noch weit überschritten zu haben. Aus ihrer kargen Unterredung war nur so viel zu entnehmen, daß sie Schwestern, und die Eine von ihnen die Gattin ihres Begleiters sei. Dieser, gleichfalls ein noch junger Mann, bot hocharistokratische Gesichtszüge und Dournaire; er rauchte eine Cigarre und sah gelangweilt auf die Felsriesen, die den See zu verengen begannen. Ab und zu richtete er ein gleichgiltiges Wort an seine Gemahlin oder beantwortete eine Frage von ihr und gähnte. Seine Schwägerin sah abgewendet am Vordertheil des Nachens; sie schien auf die eintönigen Schläge der Ruder zu hören und blickte mit schweremüthigen Augen in

die Ferne. Viel Reizfrohsinn und Interesse an der wunder vollen Scenerie beherbergte das kleine Fahrzeug offenbar nicht, und der Schiffer gab sich vergeblich die undankbarste Mühe, es zu wecken.

Fand er, der fast täglich des Weges kam, es doch selbst immer wieder von überraschendster Schönheit. Mit steilem Abfall senkten die Berge sich jetzt ins Wasser und ragten himmelhoch empor. „Der gnädige Herr sollte es heut' Abend bei Mondschein sehen,“ meinte er, „es bleibt klar die Nacht, und etwas Herrlicheres gibt's auf der Welt nicht.“ Doch der gnädige Herr gab keine Antwort. Von einem kleinen in den See ragenden, ebenen Vorsprung winkte ein freundlicher Ort mit Gallerie-umgürteten Häusern, eine in den Felsen gesprengte Straße verband ihn mit den übrigen Ortschaften am Ufer. Das Boot glitt vorüber, der Fährmann nannte den Namen, die Einwohnerzahl, die Entfernung des Ortes von der Stadt mit den winkligen Gassen, Niemand hörte darauf, und er verzweifelte schier. Völlige Dede umgab schon wieder die Fahrroue, graues, senkrecht abstürzendes Gestein hüben und drüben, wolkenhohe Gipfel, kein Grün, kein Laut und kein Leben. „Hier ist's einsam,“ sagte die junge Frau unwillkürlich.

Es flog beglückt über die Züge des Schiffers. „Und doch gibt's keinen Platz, wo's schöner zu leben wär,“ versetzte er schnell, um die endlich erhaschte Erwiderung seiner Mühe nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, „geben die gnädige Frau nur gleich Acht, hier nach rechts!“

Er schlug die Ruder kräftiger ein, und der Nachen flog um eine Felskante, hinter der sich in überraschender Weise eine kleine, doch ziemlich tiefe Bucht ins Land zog, die wie ein grüner, leuchtender Edelstein in die graue Bergfassung eingefügt schien. Eine blumige Alm, auf der noch die Sonne lag, erstreckte sich in mäßiger Steigerung empor, am Fuß derselben blickte aus einem vom Bergwald begrenzten, schattenreichen Garten ein elegant gebautes, blattumranktes Haus auf den See hinaus. Auf diesen fuhrte ein Weg von der Veranda nieder und in seiner Verlängerung über das Wasser auf eine schmale, von einem weißen Tempelchen gekrönte Felseninsel zu, die etwa auf Schuhweite von der Gartenbrüftung entfernt lag. Das Gewässer der Bucht war, durch die weitvorspringenden Seitenwände gegen hohen Wogengang geschützt, offenbar stiller, als sonst irgendwo am Gestade des See's, denn rund um die schmale Insel hatten sich Wasserpflanzen anzusiedeln und zu behaupten vermocht, deren Blüthen aus der Ferne wie weiße, glänzende Sternchen herübernickten.

Der Schiffer lenkte ein wenig in die Bucht hinein. So freundlich und anheimelnd das Ganze sich ausnahm, erschien es doch ebenfalls wie unbelebt. An der Treppe der Gartenbrüftung lag eine Gondel befestigt, auf der breiten obersten Stufe eine große, grau und weiß geschackte Ulmer Dogge, die beim Erblicken des vorbeigleitenden Fahrzeuges einen Augenblick den Kopf hob, doch ihn, ohne einen Laut von sich zu geben, sogleich wieder zurücklegte. Sonst regte sich Nichts in der ganzen Bucht, nur die Sonne stimmerte auf den weißen Säulen des Tempels und auf den Sternchen im Wasser, die ein gutes Auge jetzt als Seerosen zu erkennen vermochte.

„Das ist allerdings hübsch,“ sagte die junge Frau, „und kommt Einem unerwartet hier. Wem gehört denn das Ganze? Es muß eine sonderbare Natur sein, die sich hier so weit von allen Menschen derartig, wie es scheint fürs Leben, ansiedelt. Mein Geschmack wäre es nicht gerade, aber weißt Du?“ — sie wandte sich zu ihrer Schwester — „woran es mich trotzdem unwillkürlich erinnert?“

Allein diese vermochte Nichts zu erwiedern, denn der rede lustige Schiffer packte schleunigst die günstige Gelegenheit beim Schopf. „Ich wußt's wohl, daß es den gnädigen Herrschaften gefallen würde, es hat's noch Jedem gethan, und darum bin ich ein Bissel hier hinein gefahren,“ versetzte er eilig. „So gar weit von Leuten ist's übrigens nicht, denn bis zu dem Ort, an dem wir droben vorbeigekommen, sind's kaum zehn Minuten und bis zur kleinen Stadt drunten am Seeend höchstens eine halbe Stunde.“

Er betonte mit einigem Nachdruck und Stolz die „kleine Stadt“ im Gegenlatz zu der großartig emporgehobenen, von der er seine Fahrgäste hierher gebracht, und fuhr eifrig fort:

„Der Platz da war vor ein paar Jahren noch eine Alm, zu der man nur zu Schiff konnte, weil sie die neue Kunststraße noch nicht durch den Berg gelegt hatten. Als sie grad' damit fertig waren, kam ein fremder Herr, ein Doctor sagt er, wär' er, aber wenn er sonst Nichts hätte, würde er's wohl bleiben lassen, da zu wohnen, und besah sich die Alm und kaufte sie noch am selbigen Tag, baute sich das Haus und legte den Garten und Alles an, wie man's bei uns noch kaum gesehen, als ging's mit Zauberei. Es ist auch richtig, daß er Leute curiren kann, denn wenn Einem aus der ganzen Umgegend rechtshaffen was fehlt, da geht der zu ihm, und meistens hat er ihm auch noch immer geholfen, aber bezahlen läßt er sich Nichts dafür, und so mögen die Vornehmeren denn auch nicht zu ihm, ihn um Rath zu fragen, und nur die armen Leute kommen und sagen, er sei keineswegs hochmüthig, wie die Andern behaupten, weil er mit Keinem von ihnen Verkehr haben will und nie zu uns in die Stadt kommt. Zunächst ist er übrigens auch gar nicht hier, sondern oft ein Vierteljahr lang auf weiten Reisen, denn so jung und stattlich er ist, hat er doch noch keine Frau, und da kann man's ihm nicht verdenken, daß er nicht immer mit dem großen Hund allein hier sein mag.“

Es hatte nicht den Anschein, als ob der Sprecher, einmal mit seiner Zunge in ein richtiges Fahrwasser gelangt, Nichts mehr hinzuzufügen habe, doch der männliche Zujah seines Fahrzeuges gähnte vernehmlicher denn je und unterbrach, zum ersten Mal den Mund zum Neben öffnend und mit der tadelloß behandschuheten Linken winkend, den Redefluß des Schiffers mit den Worten: „Mach' Er fort, daß wir antommen, und laß Er Sein unerträgliches Geschwätz. Ein hochmüthiger Doctor ist uns wirklich kein interessanter Gegenstand. Ha — ha!“

Er lachte mit den Zähnen und fügte einige Worte an seine Gemahlin hinzu, dann lag das alte Schweigen über dem Boot; der Schiffer ruberte verdußt eilig aus der Bucht wieder hinaus, nur die Schwester der Frau hatte ihren Sitz verändert und war ans hintere Ende des Nachens gegangen. Dort saß sie und blickte stumm zurück, ihr herabhängende schmale, seine Hand glitt durch das grüne Wasser. Nun glitt der Kahn wieder um einen Felsen vorsprung, und die grüne Bucht mit Garten, Haus und Inseltempel verschwand. Dafür stieg, nicht mehr weit entfernt, am

Ende der stillen Seefläche ein kleines Städtchen als L. verfahrt auf. Die junge Dame wendete hastig den Kopf von dem ihr entchwundenen Bilde in die entgegengesetzte Richtung und schien die Weite bis zum Landungsplatz drüben zu bemessen. Dazu sagte sie, zum ersten Mal das Wort an ihren Schwager richtend: „Wir bleiben doch dort heut' Nacht, nicht wahr, Genri?“

Der Angeredete nickte verdrossen mit dem Kopfe. „Wir müssen wohl, man kriecht ja mit dem verwichenen Boot wie eine Schnecke, und es wird fast dunkel, eh' wir hinkommen. Hätten wir das Dampfschiff benutzen können oder wären, wie ich richtig mit unserm Wagen gefahren, so hätten wir heut' Abend im Badeort drüben noch ein anständiges Quartier gefunden, statt in dem Lumpennest da übernachtet zu müssen.“

Der Schiffer saß sich noch einmal trotz der vorherigen ungnädigen Abfertigung ein Herz. „Euer Gnaden werden es nicht bereuen,“ jagte er, „wenn Sie heut' Nacht noch einmal mit mir auf den See fahren. Wir haben Vollmond, und ich bleibe doch bis morgen früh drüben.“

Doch Seiner Gnaden waren noch ungnädiger, als zuvor und versetzten barisch: „Das fehlte noch. Halt' Er den Mund, bis ich Ihn frage, und eil' Er sich. Ich bin kein Mondscheinmar, wie gewisse Leute.“

Er schien dabei einen Blick auf seine Schwägerin zu werfen, allein diese beachtete weder Wort noch Blick, sondern schaute schweigend das Ufer an, als jügte sie jede Form desselben genau ihrem Gedächtnisse einzuprägen. In der That begann es zu dämmern, und ein kühlher Luftzug strich, leise das Wasser kräuselnd, von den Bergen herab. Der Schiffer ruberte jetzt entnervt und verstummt weiter und landete das Fahrzeug nach einiger Weile in einem kleinen Hafenplatz zwischen anderen Böten in der Nähe eines Hotels, in das sich seine Fahrgäste, ohne Abschied von ihm zu nehmen, begaben. Nur die junge Dame ging mit einem freundlichen Grusse von ihm; sie drehte sich noch einmal um und fragte: „Wann kommt der Mond eigentlich?“

„Ja, wissen Sie, gnädiges Fräulein, da drüben ist er schon um Zehn da, aber hier über die Berge kommt er erst eine halbe Stunde vor Mitternacht,“ antwortete er, die Kette seines Bootes einfach um einen Pflock am Ufer schlingend und mit ihr auf das Hotel zugehend.

„Bleibt denn der Nachen so, und haben Sie keine Angst, daß er gestohlen werden könnte?“ fragte sie verwundert.

Er lachte. „Vom See kann er nicht fort, und Jeder rundum kennt ihn und weiß, daß er mir gehört. Da machte ein Dieb sich umsonst Laft, und davor hat Niemand hier Angst.“

Sie trat ins Hotel, das in der That nicht gerade ersten Ranges zu sein schien, wie auch das Städtchen kaum den Namen eines größeren Dorfes verdiente. Der Wirth war dafür desto dienstbesessener; er hatte von dem zuvor schon mit dem Cabriolet eingetroffenen Kutscher den Namen des zu erwartenden Gastes in Erfahrung gebracht und warf in jeder Minute dreimal mit der Anrede: „Herr Graf“ um sich. „Meinen Herr Graf? Erlauben Herr Graf! Befehlen Herr Graf?“

Herr Graf meinte nochmal's, es sei ein Lumpennest, in dem man zu übernachten gezwungen sei, erlaubten dem Wirth herablassend, die Zimmer zu öffnen, welche die Ehre haben sollten, ihn für die Nacht zu beherbergen, und befahlen das Souper möglichst schnell zu besorgen, da er von der abgeschmackten Seefahrt müde geworden sei und zu Bett wolle.

„Werden der Herr Graf nicht den Mondschein —?“ begann der Wirth respectvoll. Aber er führte den Satz nicht weiter aus, denn der Herr Graf stieß einen Fluß aus und replicirte: „Wenn mir noch Jemand mit dem Mondschein kommt, lasse ich sofort anspannen und fahre die Nacht durch!“ eine Drohung, die alle irgendwie daran Betheiligten gleichmäßig zu erschrecken schien und den erwähnten Gesprächsgegenstand von nun an völlig ruhen ließ. Einbilbig wie der Nachmittag verlief das Souper, nur die Gräfin verjuchte während desselben eine Unterhaltung mit ihrer Schwester anzuknüpfen, doch auch diese gab nur kurze und merkwürdig zerstreute Antworten und befriedigte die Zurückbleibenden nicht weniger, als sich selbst, wie sie bald darauf sich erhob und ebenfalls Müdigkeit vorzüglich ihr Zimmer aufsuchte. Doch dort angekommen begann sie noch nicht sich auszuleiden, sondern legte sich ins offene, auf den See hinausgehende Fenster und blickte in die Nacht.

Es war tiefdunkel und fast schon nächtlich stille draußen, wie es in den Alpenorten gemeinlich früh bereits zu sein pflegt. Die Bergspitzen ragten kolossal nah über das Haus und den Ort herein, wie ein Diamant funkelnd stand die Venus über schwarzen Tannenforst. Ab und zu kam noch ein Laut vom See und erstarrb, die Luft, die sich einen Augenblick in der Abendstunde abgekühlt, war wiederum mild und weich, wie von unsichtbaren Strahlen durchwärmt.

Von einer Thurmuh schlug es dicht neben der jungen Dame, daß sie fast erschreckend zusammenfuhr. Sie zählte, es waren elf Schläge, und ihre Augen wandten sich ostwärts. Auch dort ragte vom Rücken des Gebirgs die Hochfluppe eines Tannenwaldes auf, und darüber schwebte es mit einer silberdurchwirkten Helle empor und zeichnete das tiefe Schwarz des Forstes scharf jetzt gegen den Horizont ab.

„Er hat Recht, in einer halben Stunde wird es sein,“ murmelte die junge Dame. Sie lauschte noch einige Minuten hinaus, dann trat sie vom Fenster, nahm ihren Hut und verließ, geräuschlos die Thür schließend, das Zimmer. Leise tastete sie sich über die bereits lichtlose Treppe hinunter und gelangte ins Freie, wo sie langsamem Schrittes, gleichwie um die Nachtluft noch einige Augenblicke zu genießen, an dem kleinen Hafenplatz entlang ging. Nichts Lebendiges war mehr an demselben befindlich, die Rähne lagen unbewegt in Reih' und Glied auf dem schweigenden Wasser, wie ein Schatten schlüpfte es zwischen sie hinein, unmerklich fast klang das Klirren einer Kette, dann glitt das Boot, das die junge Nachtwandlerin am Abend gebracht, von ihr gelenkt vorsichtig auf die dunkle Seefläche hinaus.

Sie mußte nicht zum ersten Mal die Ruder führen, denn sie handhabte dieselben so geschickt, daß sie sich in wenig Minuten schon in beträchtlicher Entfernung vom Lande befand. Doch diese kurze Zeit hatte hingereicht, auch die Scenerie umher zu verändern. Glanzvoller strahlte es von dem Bergesrückden zum Zenith, dann begann es wie der Rand eines glühenden Niesenauges über die Waldkronen zu blicken, und nun schwebte, von flatternden Goldwölkchen getragen, die silberne Vollmonds gondel in krySTALLENE Blau des Luftmeeres empor. Ein magisches Licht

überfloss den See, erhebend und verwehend zugleich, beiseiden...

"Sie steht darüber und blickt auf die Seerosen hinab," murmelte die junge Schifferin, zu ihr aufsehend.

Die Herrin des einsamen Bootes sprach es unwillkürlich vor sich hin.

Wie ein Eisfahrzeug glitt der Kahn langsam weiter durch die Spiegelung, und wie ein Nixenlaut kam ein leiser schluchzender Ton aus ihr und hallte leise von dem grauen Felsgefein...

Die junge Schifferin hatte zaudernd einen Moment innegehalten, nun sagte sie, schwermüthvoll lächelnd: "Eine nur zur Erinnerung, der Besitzer wird es verzeihen," und ruderte geräuschlos auf die Insel zu.

Doch ehe sie dieselbe zu brechen vermocht, zuckte sie zusammen, und die glatte Blume entschlüpfte ihren Fingern.

Zugleich that es dies jedoch auch drüben am Gartenuser. Vorwärts, Achill! Sieh zu, was es gibt!" rief die Stimme des Mannes, und die große Dogge setzte mit einem Freuden-geheul in hohem Bogen ins Wasser hinab und schwamm auf die Insel zu.

"Wacker! Halt fest! Brav gemacht, Achill!" rief der in der Gondel Herannahende. Er glitt gewandt an die Seite des Hundes und hob mit starken Händen die Bewußtlose empor, trieb ein Fahrzeug noch um einige Armlängen durch die Seerosen und trug seine Last auf die kleine Insel hinauf, wo er sie im Schatten des Tempels auf weichen Nasenboden niederlegte.

Er richtete den Kopf der jungen Dame, die kaum hörbar atmmete, ein wenig auf — dann stieß Dr. Ernst Eckhof einen Schrei aus, wie jene es zuvor gethan, denn das Mondlicht fiel um die Säulen des Tempels herum und auf das todtblasse, unbewegliche Gesicht der Comtesse Adelhaid von Sternberg.

Es gibt Augenblicke, in denen dem Menschen die Gedanken wie Blitze durch die Sinn hin und wieder zucken, und in denen doch nichts denkt. Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und Schauen vermischen sich wie dichtes Wolkengebänge und wehen sturmgepeitscht durcheinander.

Ernst Eckhof blickte betäubt um sich. Da kam es mit roth-odernden Fackeln durch die Nacht, er wußte, vom Schloß kamen sie und suchten die verlorene Tochter des Hauses, und er rief verunsichert: "Hierher! Hierher!"

Ein Nachen schoß vor den übrigen hervor, wunderbar vermischte sich das rothe Fackellicht mit dem Mondganz, wie die Erinnerung mit der Gegenwart, und Eckhof erkannte den jungen Herrn mit den hocharistokratischen Zügen, dessen Arm Adelhaid von Sternberg in jener Nacht ergriffen, als auf Schloß Waldenburg die Verlobung und der Geburtstag gefeiert worden.

hier finde ich Dich! Deine verwünschte Mondscheinarrheit geht mir doch nachgerade etwas zu weit, Adelheid, wenn sie mich sogar um Mitternacht aus dem Bett treibt, und es wird mir nicht zum zweiten Mal passiren, daß ich Dir Nachts übers Wasser nachlaufe, um Dich zu suchen."

"Sie thun besser, Ihre Aussetzungen bis zu dem Zeitpunkt zu sparen, wo sie dieselben hört," erwiderte Eckhof kalt, "und das wird muthmaßlich noch einige Stunden währen."

Der Graf heftete sein Vornon ins Auge und that aus dem Kahn steigend einen Schritt auf die immer noch bewußtlose junge Dame zu. "Hat sie sich Schaden zugefügt? — alberne Narrheit — so soll man nach einem Arzt schicken."

"Es ist unnöthig, denn es ist in mir einer zugegen," versetzte Eckhof, "und als solchen werden Sie meiner Anordnung Nichts entgegensetzen, daß die Verunglückte in das nächste Haus, das zufällig das meinige ist, gebracht wird."

"Ah, wenn es nothwendig ist," replicirte der Andere etwas weniger jussivant. "Mein Name ist Graf Bixthum, bin Ihnen dankbar."

Die Besinnungslose ward in die Gondel gelegt, in der Eckhof gekommen, und dieser führte sie an die Gartentreppe und sodann zum Hause hinauf. In großen Freudenstößen setzte die Ulmer Dogge voran, Graf Bixthum folgte, von einem andern Nachen ans Land gebracht, langsam nach. Droben übergab der Arzt seine Kranke einer ältlichen, freundlich blickenden Frau, hieß sie dieselbe entkleiden und ins Bett legen, und begab sich dann in sein Zimmer, in welches er den Grafen hatte weisen lassen. Dieser wartete mit ziemlicher Ungebuld und empfing den Eintretenden mit der Frage, ob die Sache bald ein Ende nähme und "sie" transportirbar sei.

"Wenn Sie, den es am nächsten betrifft, die Verantwortung übernehmen, in jedem Augenblick, sobald sie zur Besinnung gelangt," entgegnete Eckhof. Es war der ruhige Ton des Arztes, mit dem er es gleichgiltig aussprach, und er setzte hinzu: "Vielleicht könnte ich Ihnen in Bezug darauf noch einen Rath ertheilen, wenn Sie mich befähigten, den Fall klarer zu beurtheilen. Ich weiß Nichts weiter, als daß ich mich in meinem Garten befand, plötzlich von der Insel her einen Schrei ausstoßen hörte und die Dame ins Wasser stürzen sah. Sie muß von einer Ohnmacht betroffen worden sein, denn der See war durchaus unbewegt, und, wie gesagt, für die Beurtheilung wäre es von Werth zu wissen, ob jene etwa eine Wiederholung oder zum ersten Mal aufgetreten sei."

Graf Henri Bixthum gähnte. "Insame Narrheit," murmelte er, sich in einen Lehnstuhl zurückwerfend, "die halbe Nacht wird darüber hingehen. Ich weiß nicht, wie Sie das in Ihrer Sprache benennen, mein lieber Doctor, ich heiße es Mondschicht. Die Geschichte spielt schon seit mehreren Jahren, wenn sie einen See im Mondschein sieht, da muß sie darauf hinausfahren. Habe keinen Grund, es Ihnen als Arzt zu verschweigen, aber haben schon viel Noth damit gehabt. Die Historie datirt daher, daß sie einmal in einer Mondnacht mit einem ledern Nachen fast verunglückt wäre, wenn nicht ein junger Mensch, der zufällig hinzukam, sie gerettet hätte. Nachher hatte dieser die Unverschämtheit sich in ein Gartenfest einzudrängen, das mein seliger Schwiegervater, Graf Sternberg, im Park seines Schlosses zu Ehren meiner Verlobung und ihres Geburtstages, die zusammen fielen, veranstaltete. Da redete er sie an und sprach allerhand Unsinn, wir meinten anfänglich noch, es sei eine Aufführung, mit der wir überrascht werden sollten, und daß es ein weilläufiger Verwandter oder wenigstens doch ein Mensch aus der Gesellschaft sei. Da stellte sich heraus, der Patron war der Sohn irgend eines reich gewordenen Butterhändlers oder sonstigen Kerls aus unserer Nachbarstadt, und er betrug sich darnach, daß wirklich mein Schwiegervater damals schon schwachsinzig gewesen sein muß, daß er ihn nicht hinauswerfen ließ, sondern noch obendrein zum Souper invitirte. Er hatte jedoch noch so viel Verstand, daß er nicht kam, sondern verschwand, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Die Comtesse aber fanden wir in der Nacht im Mondschein neben einem großen Stein ohnmächtig am See, und dann ward sie krank, redete im Fieber das tollste Zeug von Seerosen, Apoll, Triton und dergleichen, und als sie wieder gesund wurde, bildete sie sich steif und fest ein, der junge Mensch sei in den See gesprungen und ertrunken. Das ist die alberne Geschichte, an die uns ihre Narrheit ab und zu wieder erinnert, wenn sie wie hier im Mondschein an ein Wasser kommt. Wir fuhren heut' Nachmittag hier vorüber, da hat sie die Seerosen gesehen, und ich bin überzeugt, sie hat sich eine davon holen wollen, denn dabei bricht ihre Tollheit immer am ärgsten aus."

Graf Bixthum gähnte entsetzlich nach der langen Auseinandersetzung. Der Arzt war sehr blaß geworden, doch er hatte keine Miene verzogen und erwiderte kalt:

"So kann ich Ihnen nur den Rath geben, Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin vor Dingen zu behüten, die solche Erinnerungen muthmaßlich nicht ohne psychologischen Grund als ein Schuldbewußtsein in ihr wachrufen."

Der Graf dehnte sich ungenirt in seinem Sessel. "Verstehe nicht, was Sie unter Schuldbewußtsein meinen, Doctor; bin, aufrichtig gesagt, zu fatiguit darüber nachzudenken. Mich soll's indeß auch zum letzten Mal bekümmert haben, denn seit sie majorenn geworden, ist an kein Behüten mehr zu denken, und sie thut nur, was ihr der eigne Kopf eingibt. Uebrigens ist sie gottlob nicht meine Gemahlin, sondern nur meine Schwägerin, die wir unfluger Weise mit auf die Reise genommen, eben um ihre Tollheit etwas — aber, was haben Sie, Doctor?"

Dr. Ernst Eckhof hatte mit der Hand hinter sich nach einer Stuhllehne gegriffen. Er stammelte: "Nichts — nur ein augenblicklicher Schwindel — eine Nachwirkung vermuthlich. Verzeihen Sie, doch meine Pflicht als Arzt, die ich einmal übernommen, legt mir auf, nach der Kranken zu sehen."

Graf Bixthum schlief beinahe, als er zurückkehrte.

"Nun?" fragte er, sich die Augen reibend, "Sie sind lange fortgeblieben, Doctor — wie ist Ihr Name doch?"

"Eckhof."

"Eckhof, ja so! Habe ich schon einmal gehört, dünkt mich. Nun, was macht die Unkluge?"

bringen, Herr Graf. Ich würde Ihnen deshalb rathen, zu Ihrer Frau Gemahlin zurückzukehren und die Kranke, die jedenfalls mehrere Tage das Bett hüten muß, in meiner Obhut zu belassen. Ich bin Arzt, und wenn ich einen Fall übernehme, vermögen Sie sich auf meine Sorgsamkeit zu verlassen. Vielleicht reisen Sie einige Tage ins Bad hinüber, und ich garantire Ihnen, daß Sie bei Ihrer Rückkehr Ihre Schwägerin völlig hergestellt antreffen werden. Nicht nur von dem jetzigen Unfall, hoffe ich, sondern — ich habe mich ziemlich viel mit Psychiatrie beschäftigt und glaube den vorliegenden Zustand zu durchschauen — auch von dem eingewurzelteten Uebel, aus dem jener hervorgegangen ist."

Graf Henri Bixthum stand mit äußerst befriedigtem Gesicht auf. "Sie würden mich sehr verbinden, Doctor Eckhof — wo habe ich doch Ihren Namen schon gehört? Muthmaßlich als den einer wissenschaftlichen Celebrität — ja, Sie verbinden mich bereits, indem Sie meine Gemahlin und mich von der Unzuträglichkeit befreien, die Comtesse in diesem Zustande mit unter die harte volée des Bades nehmen zu müssen. Die ganze Geschichte ist in der That eine Schmach für unsere Familie, und gelingt es Ihnen, uns davon zu erlösen, dürfen Sie der vollsten Erkenntlichkeit für die Ihnen mein Name bürgt, sicher sein."

Er streckte die Spitzen seiner langen Finger aus, um sich vom dem Arzt zu verabschieden. Dieser lächelte: "Wenn es mir gelingt, werde ich Lohn genug für mich darin finden."

Sie waren an die Treppe gelangt, wo der Nachen des Grafen wartete. Es war spät oder besser früh geworden, der Mond stand nicht mehr über dem See, sondern warf die gewaltigen Bergeschatten des westlichen Ufers auf das östliche hinüber. Der Einstiegender drehte noch einmal den Kopf und entgegnete auf die letzten Worte des jungen Arztes: "Es wird allerdings Ihrer Nennung nicht schaden, Doctor, ein Mitglied unserer Familie unter Ihre Patienten zählen zu können, doch es ist nicht meine Art, mir erwiesene Dienstleistungen nur in solcher Weise zu erwidern."

"Und es ist nicht meine Art," versetzte Eckhof mit einer lächelnden Verbeugung, "etwas Anderes dafür anzunehmen, als eine Blume."

Der Graf staunte ihn antwortlos an, die Ruder schlugen, den Kahn vom Ufer entfernend, ein, und er murmelte: "Ich vergaß, das ist ja der hochmüthige Doctor, von dem der Schiffer sprach. Ein hochmüthiger Doctor — ha — ha — ist mir noch keiner vorgekommen, der eine Handvoll Ducaten ins Wasser geworfen hätte."

Der, über den er lachte, sagte Nichts mehr. Er streichelte zärtlich den Kopf seines großen, unablässig vergnügt an ihm aufspringenden Hundes, blickte noch einige Minuten stumm zur glänzenden, strahlenverfenden Venus empor, die jetzt als Morgenstern, als Vorboten der aufgehenden Sonne über die Felsenkuppen im Osten heraufstieg, und wandte sich durch den Garten eiligen Schrittes zu seinem Hause zurück.

Es war zehn Tage, und um die Differenz von Mitternacht bis Mittag später, als die Gondel Graf Henri Bixthum's über die unbewegliche, wie ein Flammenmeer blendende und verglühende Seefläche in die grüne Dauenbüsch zwischen dem grauen Gestein zurückkehrte. Er hatte Nachricht von Doctor Eckhof empfangen, daß seine Schwägerin so vollständig auch gemüthlich hergestellt sei, daß nach allem wissenschaftlichen und menschlichen Ermessen niemals ein Rückfall mehr zu besorgen sein werde, und um jede Verzögerung zu vermeiden, die Minute seines Eintreffens, die gleichzeitig auch die der Wiederabfahrt sein sollte, voraus gemeldet. So schwam das Boot mit ihm und seiner Gemahlin an der kleinen Tempelinsel vorüber auf die Treppe an der Gartenbrüstung zu, und Comtesse Adelhaid erwartete sie dort. Auch Dr. Ernst Eckhof mit seinem großen Hunde war zugegen, begrüßte die Herannahenden mit liebenswürdiger Höflichkeit und ersuchte seine junge Patientin in seinem Boote Platz zu nehmen. Ihr Schwager war durch die Genauigkeit, mit der seinen Dispositionen Folge geleistet wurde, sichtlich befriedigt und etwas weniger mißvergnügt, als gewöhnlich, so daß er sogar ein für den Arzt ebenso anerkennendes, wie für seine Schwägerin schmeichelhaftes Wort über die blühende Frische derselben verschwendete. Die beiden kleinen Fahrzeuge setzten sich präzis nebeneinander in Bewegung, Comtesse Adelhaid lächelte über die ungewöhnliche blumenreiche Ausdrucksweise ihres Verwandten und erwiderte: "Nun wäre ich wieder dahin gelangt, von wo das Intermezzo ausgegangen" — sie deutete auf die kleine Insel, an der die Röhne in der nächsten Minute dicht vorübergleiten mußten — "und es ist nur Euz noch übrig, das Honorar für meinen trefflichen Arzt"

Graf Bixthum griff in seine Brust. "In der That," sagte er, seine Brieftasche hervorziehend, "ich hatte wahrhaftig vergessen"

Doch Adelhaid fiel ihm lächelnd ins Wort. "Ich glaube, Dr. Eckhof hat Dir bereits einmal mitgetheilt, Henri, daß es seine Weise ist, sich nur mit Blumen bezahlen zu lassen. Unbewußt beläß ich schon früher eine Ahnung davon und versprach ihm deshalb einst als Kind —"

Sie bückte sich über den Rahmrand, der hart an der Insel dahinzog, und brach eine zu vollem weißem Sternkelch erblühte Seerose — "Ihm eine solche zu schenken," fuhr sie fort, "und ich that es auch, vor Jahren einmal, doch damals war sie noch halb erschlossen erst, und er selbst, obwohl er sie bis auf diesen Tag bewahrt und hierher in diese stille Bucht verpflanzt hat, wußte kaum, was er mit ihr beginnen sollte. Heut' aber — wenn er sie heut' noch, wenn er sie so jetzt will —?"

Sie hielt dem jungen Arzt die reizvoll entfaltete Nymphaeä lächelnd entgegen, ihre Edelsteinaugen glänzten, wie der Kelch einer rothen Rose leuchteten ihre Lippen. Ein Augenblick nur war's, dann hatte Ernst Eckhof seinen Sitz verlassen und hielt die Seerose mit den weißen Fingern, die sie umschlossen, in der einen Hand, die andere aber schlang sich um das Goldhaar, die Silberfäden der Zaubermondnacht, die weitgebehten, nie zerrißenen zogen die rothen Kelche innig und hinfort nicht wieder zerrennbar aneinander, und Graf Henri Bixthum machte ein verwunderteres Gesicht, als sein Leben es bis zu diesem Augenblick aufzuweisen vermocht hatte.

Die Mode.



ie wohlwollende Absicht der Redaction, mich die Schreibtrage, durch eine hübsche Initiale anzudeuten, sei dankbar anerkannt, doch dieses alpine D entwarf ein ironischer Geist. Er zeigt mir, wo die Gesellschaft in den nächsten Monaten sein wird, und sowohl die Osnation, womit der Herr mit dem Fernglas mir seine nägelbeislagene Stiefelsohle zukehrt, wie die Entschlossenheit, mit der die „Dame ohne Tunique“ die Felsenhindernisse nimmt, sind bedeutsam. „Doch auf dem Dachstein, wo der War noch haust“, hat eine Referentin der Mode keine Aussicht; auf den Bergen wohnt die Freiheit, sich zu kleiden, wie Jeder Lust hat. Damit aber, daß der Künstler dicht unter den Schnee einen Weinberg und ein Wägenpaar, das den Heurden nicht schon geerntet, sondern auch schon gekostet zu haben scheint, zeichnete, wollte er erscheiden auf die Frucht der

Zeit und die Undankbarkeit der Aufgabe, Saison-Modenberichte zu schreiben, anspielen. Und er hat Recht. Mein letzter Aufzug zu den Frühlings-Costümen wurde in geheizten Zimmern gelesen. Und ebenjowohl wie der vergangene Winter das Frühjahr anticipirte, kann es im kommenden Sommer gar nicht Sommer werden.

Doch fort mit den herblich angefräntelten Gedanken! Kehre ich speben nicht von Gerson zurück? sah ich dort nicht wieder eine Fülle von neuen, im guten Glauben an warme lichte Tage gewebten Stoffen, daß mir das Herz lachte? Wenn ich Ihnen all das Reizende erst hergezählt habe, werden Sie mir Recht geben: Es soll und muß Sommer werden.

Da ist ein weicher, geschmeidiger Stoff ohne jede Appretur, die Popeline von Lyon, die weber sich noch die Trägerin drückt und gefällig sich drapieren läßt. Die verschiedenen Sorten sind: Popeline soutachee, mattglänzender Grund in Bronze- oder Crocodilfarbe, Pfau- oder Watteau-Blau, mit atlasartigen, erhabenen Verchnürungen von gleicher oder angepaßter Farbe, ein Stoff, der sich zu Uebergewändern aus glatter gleichfarbiger Popeline aufs schönste verwerthen läßt. Popeline cannelée, rothfarbener Grund mit ziemlich breiten, veloursartigen Streifen in garten Farbtönen, wie rose chair, Theegrün, Vio, Wasserblau, Platin (ein weißliches Grau) etc. — Popeline rayée ombree, heller Grund mit etwas dunkler abgetönten, 3 Centimeter breiten Streifen, die von feinen Linien eingerahmt werden. — Unter den klaren, leichten, sowohl zu vollständiger Toilette, wie zu Ueberkleidern verwendbaren Stoffen sind besonders erwähnenswerth die neuen rothfarbenen Veloursstoffe mit feinen, erhabenen gewebten Figurenmustern, welche Verchnürungen imitiren, und mit breiten durchbrochenen Streifen, von denen sich ebenfalls weiße Verchnürungen oder schmale, weiß bestickte Bordüren in zartblauem oder rosenrothem Ton abheben. — ferner die weiße Leinengaze, spizenähnlich durchbrochener Grund mit festen Leinen- und hellfarbigen Atlasstreifen. — Sodann das neueste Neue: von marineblauer Wollengrenadine Mode wie Uebergewand; der Stoff des letzteren aber mit breiten, himmelblau eingefassten Seidenrippstreifen durchwebt. — Barège Watteau, schwarzer Grund, bestickt mit größeren oder kleineren detachirten Blumensträußchen in verschiedenfarbiger Seide. — Barège damassin, ein sehr klarer schwarzer Wollenstoff mit seidenen damascirten Blumen (dieses Gewebe besonders zu Ueberkleidern geeignet auf Hoben aus hellem Taffet). — Medina, eine aus Seide und Garn hergestellte Grenadine mit großen erhabenen Punkten oder kleinen Streublumen in Seide; der Grund schwarz und das Muster abstechend, oder der Grund hellblau oder sila und die Muster dann von dunklerer Schattirung. — Grenadine cannelée brochée, wollene Grenadine in hellem Olive, in Kelseda, Pfauenblau oder Eisengrau mit breiten seidenen Rippstreifen, die mit gleichfarbigen oder weißseidenen Blumen brochirt sind (dieser Stoff wird mit glatter Grenadine von derselben Färbung zusammengeheftet). — Temporello, heller naturfarbener Gazestoff mit goldberien Atlasstreifen. — Barège Trou-trou, ein gegitterter, der Gaze gleichen Namens verwandter Stoff in schwarzer oder farbiger Wolle.

Doch auch die waschbaren Gewebe, zu denen freilich schon manche der erwähnten Leinensstoffe zählen, sind in reicher Auswahl vorhanden. Ich erwähne in erster Reihe die weißen Musselins, bedruckt mit großen Bouquets, deren Blumen moos- oder olivengrün und deren Blätter braun sind; oder mit detachirten vielstfarbigen Blumen. — die weißen mit schwarzen Punkten überfärbten Musselins mit abgepaßten Blätter- oder Blumenbordüren; letztere sind namentlich Feldblumen, Rosen oder Stiefmütterchen in ihren natürlichen Farben. Die Bordüren unsymmetrisch rings die Polonaise und bilden bis Volants auf den Kleidern, doch wechseln sie mit einfärbigem, der Farbe der Blumen entsprechenden Volants ab, also mit Stiefmütterchen bedruckte Bordüren mit blaßvioletten oder hellbraunen Musselinvolants, die mit Rosen oder Blättern abgepaßten Bordüren mit rosenfarbenen oder grünen Volants. Schwarzer, mit großen weißen Punkten bedruckter Musselin wird zu Uebergewändern auf schwarzseidenen, auf Vast- oder naturfarbenen Batistkleidern verwendet. Zu einfärbigem Toiletten dagegen wählt man häufig den mit satinierten Streifen durchwebten Musselin. Unter den festeren, zu Morgenanzügen und auch zu Kinderkleidern bestimmten Stoffen finden der Piqué Levantino (eine Art Croisé) und der Piqué Panama in Weiß mit farbigem oder buntem Blumenplein vielen Anklang. — Schließlich jene Percal-Costüme erwähnt, die, für die Stadt zu originell, in der Villégiatur eine Rolle spielen dürften: Kleid, ohne irgend welchen Besatz, aus blaugrünem, hellblauem, klarfarbigem oder dunkelgrünem, das Übergewand dagegen aus hellgrünem Percal. Ueber die runde Taille wird ein ärmellofes, knapp anliegendes Jäckchen aus schwarzem Percal, mit einer Feldblumen- oder Rosenbordüre bedruckt, die sich um den Halsanschnitt zu beiden Seiten vorn herunter und rings um den Schoß zieht, getragen.

Die Spitzen, besonders die Guipüre, werden zum Auspuz der Kleider entschieden bevorzugt, mehr selbst, als die so befallig aufgenommene Flachstickerei. Am beliebtesten ist die naturfarbene Leinen-, wie Wollenguipüre, mit kleinen schlanken Blättern und Krabesken von weißer Seide in erhabener Arbeit bestickt. Sehr wirkungsvoll sind Polonaisen aus schwarzwollenen, 5 bis 6 Cent. breiten Guipüre-Einfäsen, welche (vertical) mit schwarzen, gleichbreiten Moirebändern abwechseln, oder aus doppelten weißen Batiststreifen und weißseidener Guipüre, aus himmelblauen Moirebändern und weißwollener Guipüre

oder dergleichen. Solche Polonaisen werden rings mit breiter gekräuselter Spitze umsäumt.

Die blauweinen Polonaisen, mit denen wir im vergangenen Sommer in den Seebädern debilitirten, sind noch in Genuß, werden aber nicht mehr so häufig zu Röden aus gleichem Stoff, sondern zu Röden aus schwarzer Seide oder naturfarbener Leinen getragen. Jene Ueberkleider erscheinen in höchst eleganter Ausstattung: an beiden Seiten vorn herunter und um den unteren Saum mit sehr breiter weißer Baumwollensstickerei in Spitzenmustern geziert und rings in tiefe Fäden ausgeschnitten, deren jede ein gefittetes Blatt bildet. Eben solche Stickerei deckt den Rücken der Taille, ein spitzes Fichu auf demselben zeichnend. Ein gefitteter Gürtel hält die Polonaise zusammen, deren Vorderbahnen unten edig sind, während die drapirten Hinterbahnen in zwei Spitzen auslaufen.

Die englischen Rippshawls, oblong oder viereckig, in den Sommerferien unseren Morgen- und Abendpausirergängen im Walde oder auf dem Strande unentbehrlich, sind in Gerson's Magazin in allen Mustern, für jeden Geschmack und Farbensinn vorrätig, leuchtende buntgestreifte, aber auch dunkle, besonders solche mit braunem Grund, weißem Flein und braun und weiß gestreifter Bordüre, oder, umgekehrt, mit dunklem Flein auf hellem Grund u. s. w. Die länglichen Shawls werden am oberen Rande ungefähr 25 Cent. breit übergeschlagen und edarpehnlich um die Schultern geworfen.

Die neuesten Taschentücher, die man zur Tagesstille trägt, sind aus weichem Batistklein mit einer 3 Cent. breiten Einfassung aus Foulard in heller oder dunkler waschbarer Farbe umsäumt. Das Monogramm wird in Seide von der Farbe des Saums gefittet.

Kragen und Manschetten aus feinem weißen Leinen werden neuerdings in den umgeschlagenen Ecken mit durchbrochenen Stickereien (gitterartig arrangirten Hohlnähten) geschmückt. Zum Morgenanzug in Bädern, überhaupt auf dem Lande wählt man mit Vorliebe Bingerien aus farbig gestreiftem Percal. Die halbweiten Manschetten, welche die weißen oder gleichfalls gestreiften Unterärmel abschließen, sind entweder in Röhren- oder russische Falten geordnet und so mit den Fraisen übereinstimmend, oder glatt und dem Stehtragen mit umgebogenen Ecken entsprechend. Die weißen Chemisets der farbigen Fraisen und Kragen werden häufig mit einem gleichfalls farbigen Plastron versehen, das mit großen Perlmutterknöpfen schließt und bei vorn geöffneten Kleidern oder Jäckchen zur Geltung kommt.

Das „ländlich süßlich“ gilt auch von den farbigen oder weiß und farbig der Quere nach gestreiften Strümpfen, aus Seide, schottischem Zwirn oder aus feiner Baumwolle leicht und fest gewebt. Diese Strümpfe, welche mit Schuhen aus schwarzem oder bronzirtem Nigen, oder schwarzem Lackleder eine hübsche Chaussure bilden, werden der Farbe des Kleides angepaßt. Die neuesten Proben, die ich sah, hatten 3 Cent. breite Querstreifen, abwechselnd in Weiß und Marineblau, Weiß und Schwarz etc., — oder farbige Querstreifen auf weißem Grund, die an der Fußspitze fein beginnen, sich bis zur Mitte des Strümpfes stufenweise verbreitern und von dort nach oben zu wieder abnehmen. Auch sah ich naturfarbene Strümpfe mit schwarzen Querlinien.

Das ist nun freilich Alles für die Villégiatur. Dieser Sommer aber hat wie Janus zwei Gesichter, glücklicherweise beide friedlich: Stadt und Land! Denn wo immer wir hin wollen, dies Mal führen alle Wege über Wien.

Veronika von G.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. IV, Seite 146.

- Weiße: 1) Th b 4 - b 8, 2) Th b 8 - e 8 +, 3) Th e 8 - e 7: ♣. Schwarze: g 5 - g 4, L h 4 - e 7. A. 1) Ke 5 - e 4, 2) Th b 8 - e 8 +, 3) L e 2 - f 3 oder d 3 ♣. B. 1) Ke 5 - e 6, 2) Th b 8 - e 8 +, 3) L e 2 - b 5 oder h 5 ♣.

Auflösung des Buchstaben-Räthsel's Seite 146.

„Auge - Ural - Gans - Elsa.“

Räthsel.

Es ist des Schicksals unheilvoller Vot, Vor dem der Mensch nur sicher nach dem Tode, Und doch gehört es selbst ins Reich der Schatten, Obwohl's am liebsten weilt auf lichten Matten. Ein hohes Haus beherrschet's fromme Gäste, Im Walde schon ist weber Stamm noch Kiste, Die Menschen zeigt es als besond're Leute, In einen Baum gehängt, ist's Augenweide hängt hinter ihm der Baum, versperct's den Steg, Hinwieder öffnet es zum Innern auch den Weg; Du gibst's dem Fremden täglich fast und herzlich, Empfangen aber wird es oft gar schmerzlich, Ich breche ab und wünsche nur zum Schluß: Es komme wie es kommt, nur nicht mit einem Fluß!

S. II. in S.

Buchstaben-Räthsel.

Table with 4 columns and 4 rows of letters: R, E, M, D; F, D, D, R; D, U, M, R; D, R, F, E.

Ein kleiner Schelm sich in der Crsten zeigt, Der schon seit Alters Alle hält in Banden. Der Zweiten ist die Namenwelt geneigt, Mehr als die Gatten jemals nützlich fanden. Dann folgt ein deutscher Gott, gar viel genannt — Den hab' ihr wohl errathen schon, ich wette. Zum Schluß naht ein Künstler, wohl bekannt, Italiens Sohn mit Pinsel und Palette.

R. E.

Correspondenz.

Oscar in M. Steine, die bestimmt sind, in einem Wasserbassin felsartig aneinander gefügt und angehaft zu werden, werden mittelst hydraulischen Cementes aneinander gefittet. Emilie in Wien. Blah und mager erscheint man nur, wenn man krank ist. Glauben Sie wirklich, daß wir einem krankhaften Wunsch unsere Unterstützung leihen könnten? Kleine Schloßlerin. Waschen Sie gleichzeitig Kopf und Taille in lauwarmem Gallseifen-Wasser und spülen Sie dann die Kleidungsstücke zuletzt in Wasser, dem etwas Essig zugefügt wurde. Ueber erhält man jetzt unter Gallseife gar zu häufig eine nur grün gefärbte gewöhnliche, oft schlechte Seife; Sie müssen die Gallseife daher aus einer reellen Bezugsquelle beziehen, z. B. aus Schering's Grüner Apotheke, Berlin, Chausseestraße 21, oder in Breslau aus Reichelt's Apotheke. S. in M. 1. Auf der Lamb'schen Strickmaschine kann man einen Strumpf, wenn man von der Spitze anfängt, mit geschlossener Ferse ganz fertig stricken. Der Preis der Maschine richtet sich nach der Zahl

der Nadeln; die billige Nummer mit 96 Nadeln kostet 65 Thaler die theuerste mit 162 Nadeln kostet 115 Thaler. Wenden Sie sich zu Maschine wegen an Hugo Soeberst in Grünberg in Schlesien 2. Stearinlede entfernt man durch Benzin, sehr starken Spiritus oder Soffmanns-Tropfen oder auch durch Eau de Cologne.

Abonnetin in Zw. Wenden Sie sich gefälligst an Frau Geheimrath Simonson, Vorsitzende des Vereins zur Begründung Fröbel'scher Kindergärten, Berlin, Kronenstraße 33.

L. in F. Um Abgüsse von Münzen zc. in Gyps zu machen, werden die Münzen zuerst in Stanniol, durch Auflegen und Aufbürsten des Stanniolblättchens, abgeformt; der überstehende Rand des Stanniol wird im Gypsform zum Eingießen des Gypsbreies benützt. Wollen Sie sich näher hierüber unterrichten, so empfehlen wir Ihnen die Anschaffung des trefflichen Schriftchens von Martin Weber: „Die Kunst des Bildformens und Gypsbreies“ erschienen 1871 bei W. F. Voigt in Weimar.

S. E. in W. Wir hoffen Ihre Frage, „wo sich in Wien eine gute empfehlenswerthe Seidenfärberei befindet“, in Folge dieser offenen Anzeige durch eine unserer gütigen Abonnetinnen in Wien erledigt zu sehen.

Abonnetin aus P. und Eine Violinpielerin. Die vorher wie gewöhnlich gewaschenen und vom Seifenwasser durch Abspülen in reinem Wasser gereinigten Hände werden dann kurze Zeit in Wasser getaucht, in welchem etwas Alaun aufgelöst war. Die abgerodneten Hände reibt man über öfter mit einem abtrocknenden Pulver, z. B. von einem Reichenmühlpulver und zwei Theilen Weizenmehl ab.

Abonnetin auf dem Lande. Professor Liebreich's Pepsinlösung können Sie durch jede Apotheke beziehen, dargestellt wird dieselbe in der großen Apotheke, Berlin, Chausseestraße 21.

Treue Verehrerin des Bazar. In Berlin existirt unserer Erkundigung nach keine Niederlage der Papiergarden von Baby, Pretto u. Co. in London; gewiß wären es die Ereignisse dieser Fabrik werth, in Berlin vertreten zu sein. Interessirt Sie der Artikel näher, so wird Ihnen Herr Dr. Grothe, alte Jakobstraße 172, weiteren Aufschluß über den Gegenstand geben; Herr Grothe ist u. A. auch im Besitz von Originalmustern der gefitteten Papiere Baby's.

S. in Bremen. Zum Vertreiben der Mäuse aus den Räumen ist eine gute Rache ein beßeres Mittel, als alle aufgestellten Verhinderungen Sie es eventuell mit dem Aufstellen einer Pariser perpendiculären Mausefalle. Eine solche Falle kostet bei E. Cohn in Berlin, Hauptvogelplatz 12, fünfzehn Silbergrößen. Man muß dieselbe öfters in heißem Wasser ausbrühen.

J. A. am Bodensee. Professor Weibingers automatische Nähmaschine erhalten Sie in E. Cohn's hauswirtschaftlichem Magazin, Berlin, Hauptvogelplatz 12. Der Preis dieser Maschine richtet sich ganz nach der Größe derselben.

Elisa vom Lande. Die Weidreihung Ihres Zahnlebens ist uns unverständlich; bei dergleichen Leiden ist die Unteruchung durch einen tüchtigen Zahnarzt in erster Linie notwendig. — Die Kopfplättchen von Strin in Oesterde sind wohl zu empfehlen, und mit der denselben beigegezeichneten salpeterminierten Plättchle geheizt, der Gesundheit auch in geschlossenen Räumen nicht nachtheilig.

Junge Frau in Chemnitz. Die Universal-Nähmaschine von Löwe u. Co. in Berlin, welche eine sehr haltbare Doppelsteppsch-Näh gibt, ist mit sämmtlichen Apparaten 45 Thaler.

Treue Verehrerin des Bazar. 1. Die leidige Mode, den Kopf übermäßig mit falschem Haar zu bedecken, muß wie jede andauernd getragene Kopfbedeckung zu Kopfschmerzen führen. — 2. Spindler's Färberei in Berlin. — 3. Ja, wir halten den täglichen Gebrauch des Kornbranntweins als Waschmittel für rathsam.

U. C. in B. Das Einlaufen wollener Strümpfe beim Waschen wird durch die auf Seite 390 des Bazar's Jahrg. 1872 (unter „Wangi. Abonnetin in Düsseldorf“) beschriebene Methode verhütet.

Eine tiefbeleidigte Thüringerin. Wie ein Kleid von feinem schwarzen Wollentuch gemacht und garnirt werden soll? Um Ihnen hierauf ein genügendes Antwort geben zu können, müßten wir genau wissen: Wieviel Sie von dem betreffenden Stoffe haben? Ob das Kleid ein Gesellschafts-, Promenaden- oder Hausanzug dienen soll? Ob Sie jung oder alt, groß oder klein, stark oder schlant sind? Wieviel Sie die Garnitur des Kleides vorausgeben können oder wollen zc. etc. etc. Wir müßten im Besitz Ihrer vollständigen Biographie sein.

S. in G. Rezept zur Krebsuppe: Für vier bis fünf Personen kocht man ein halbes Schoß Mittelkrebse in Salzwasser ab. Die Schalen werden man aus, sowie die Scheren. Von den Schwänzen entfernt man den Darm, schneidet von den Rippen die Händer und Fühlhörner ab, wäscht und trocknet sie mit einem Tuche sauber. Dann bereitet man eine Semmelkloßmasse, füllt die Rippen damit, kocht sie ein paar Minuten und brät sie auf der Seite der Füllung hellbraun. Die über den Schalen steht man fein, so, daß man immer auf einen Eßlöffel Schale eine gute Messerspitze feines Mehl in den Wäseker treut. Das Mehl hält die ganze Suppe flott, ohne dieses scheidet sich die Krebsbutter ab und steht oben auf. Nun läßt man acht Loth Butter zergehen, gibt die Schalen drei hinein und läßt es auf langsamem Feuer recht durchschäumen; hierauf giebt man unter fortwährendem Rühren soviel Bouillon, als man Suppe bedarf, darauf, läßt die Suppe eine halbe Stunde lang kochen und freudt sie durch ein feines Sieb, legt sie mit einigen Kartoffeln, gibt die Krebsriemen, Blumenkohlröschen, einige Morche, Schwämme und Scherren der Krebse dazu. Hat man Spargel, so laßt man auch davon etwas dazu thun.

M. B. in Böhmen. 1. Die pommerischen Gänsebrüste unterscheiden sich durch Qualität der Gänse, nicht durch die Zubereitung von den gewöhnlichen Gänsebrüsten anderer Provinzen. Die ganzen Brüste werden in den Gänsen abgeschnitten, mit Salz und ein wenig Salpeter gut eingerieben und so recht fest eingelegt und beschwert. Nachdem sie vier sechs Tage lang gelegen, trocknet man sie ab und hängt sie, in Papier eingewickelt oder in dünne Leinwand gehüllt, in den Rauch. — 2. Die röhliche Farbe des Mittels ist ganz nebenächlich; Sie können dieselbe durch Zusatz einiger Tropfen Camminol oder Anilinothylolung verbessern.

S. in M. W. In Pirzel's Toilettenchemie finden Sie eine reiche Auswahl von Rezepten zu Sachets, Räucherpulver, Räucher-Essenz, Räucherkerzen etc. — Sämmtliche Nähnennungen erhalten Sie in Berlin u. bei Louis May, Leipzigerstraße 87. — Die Wäsche wird unter Anwendung der Wringmaschinen sehr geschont; Sie erhalten solche Maschinen bei E. Cohn in Berlin, Hauptvogelplatz 12.

Roma. Ein alter Katarrh ist häufig durch einen Arzt zu beseitigen, ohne auch nicht, niemals aber durch ein bestimmtes „Mittelchen“.

S. v. K. Grenadine muß vor dem Blättern entweder mit dünnem Salmiakgeist oder Spiritus auf der linken Seite gleichmäßig bestreut werden.

M. N. in München. Derartige Vorschriften lassen sich nicht in dem Maße weniger Zeilen geben, schlagen Sie einmal darüber in dem Buche von Wilhelmine Buchholz, „Wasser und Seife“ (Hamburg bei J. Richter) nach.

Angelika D. Wir haben nicht erfahren können, ob es möglich sei, ein durch längeres Liegen dunkelgelb gewordenen Collier von Bernstein ursprüngliche Farbe zurückzugeben. Vielleicht veranlaßt diese Nothig Beantwortung teitens einer besser, als wir unterrichteten Leserin.

S. N. Mittel, welche die Haarwurzel gänzlich zerstören, ohne der Gesundheit zu schaden, gibt es nicht.

P. V. Das überriebene Rezept zu einem Enthaarungsmittel stimmt Wesentlich mit dem überein, welches wir wiederholt als „Galvanisulphhydrat“ bezeichnet und gegeben haben. Es ist unrichtlich; Mittel verdirbt aber bald, namentlich wenn es schlecht, d. h. der Zugänglichkeit, aufbewahrt wird. Nur wenn es schlecht bereitet wird, eine sehr empfindliche Haut vorhanden ist, kann das Mittel die Haut röthen und angreifen. Das Waschwasser aus Kornbranntwein, Weingeist etc. hat auf das Wachsthum der überflüssigen Haare gar keinen Einfluß; als Hautmittel würden wir lieber die Benzoeinctur fortwährend Benzoë verklebt gar zu leicht die Poren.

N. E. in B. 1. Die Behandlung der Hände mit Tischlerleim gegen Frost ist auf Seite 68 des Bazar Jahrg. 1872 (unter Elise in Chemnitz) beschrieben. 2. Die von Ihnen verwendete Seife ist wahrscheinlich falsch gebrauchen Sie eine milde Glycerinseife aus einer reellen Fabrik, z. B. von Schering, Chausseestraße 21, Berlin. 3. Das Tragen der Wäsche kann nur dann schädlich werden, wenn dieselben die Transpiration der Kopfhaut unterdrücken.

Madelaine M. in Wien. 1. Studiren Sie Professor Vogel's Broschüre „Copulenz, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache Mittel“ (Leipzig, L. Denicke's Verlag). — 2. Tägliches Einreiben mit Jodtinctur, aber nicht ohne Bewilligung des Arztes! 3. Satanelle. Wir rathen Ihnen von dem Gebrauch der eingekerkerten Schminke ab; dieselbe enthält Bleiweiß.

Zigeunerin. Uns ist die als Kali-Creme von J. P. Moos bezogene Flüssigkeit noch nicht zu Gesicht gekommen. — Als Enthaarungsmittel brauchen Sie die von uns öfter beschriebenen Mittel, das Galvanisulphhydrat oder das Psithon.

Laura in A. B. Zur Aufrichtung des stark gedrückten Sammetkleides muß das Pelzwerk durchaus vorher abgetrennt werden, da das Abnehmen des Sammet's nur von der Rückseite aus bewirkt werden kann. Clara v. S. Uns ist das fragliche Schminkepulver leider ohne Namen gegangen, so daß wir uns außer Stande sehen, Ihnen die Bezugsquelle dafür angeben zu können.